

# Besprechungen = Comptes rendus

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Vox Romanica**

Band (Jahr): **25 (1966)**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Besprechungen – Comptes rendus

*Mélanges de linguistique romane et de philologie médiévale* (A. Steffennelli), p. 289. – *Medium Aevum Romanicum* (G. Ineichen), p. 297. – *L'humanisme médiéval dans les littératures romanes du XII<sup>e</sup> au XIV<sup>e</sup> siècle* (A. Buck), p. 300. – JEAN RENSON, *Les dénominations du visage en français et dans les autres langues romanes* (C. Th. G.), p. 302. – AURELIO RONCAGLIA, *La lingua dei trovatori* (L. Renzi), p. 304. – *Les plus anciennes chartes en langue française* (C. Th. G.), p. 307. – HENRI-C.-M. VAN DER KRABBE, *La Bible de Macé de la Charité IV* (P. Wunderli), p. 315. – GUNNAR TILANDER, *Traductions en vieux français de Dancus Rex et Guillelmus Falconarius* (P. Wunderli), p. 320. – GENEVIÈVE MASSIGNON, *Les parlers français d'Acadie* (C. Th. G.), p. 324. – MAURICE GREVISSE, *Problèmes de langage* (C. Th. G.), p. 327. – CLAUDE CUÉNOT, *Le style de Paul Verlaine* (Z. Marzys), p. 330. – BRUNO ROTH, *Die romanisch-deutsche Sprachgrenze im Murtengebiet während des 15. Jahrhunderts* (W. Egloff), p. 334.

*Mélanges de linguistique romane et de philologie médiévale offerts à M. Maurice Delbouille, I. Linguistique romane, II. Philologie médiévale*, Gembloux 1964, 713 + 769 p.

Die Maurice Delbouille aus Anlaß seines 60. Geburtstages und zugleich seiner 35jährigen Lehrtätigkeit an der Universität Lüttich gewidmete Festschrift gibt in Umfang und Vielgestaltigkeit ein eindrucksvolles Zeugnis vom weltweiten Ansehen des Jubilars und der außerordentlichen Weite seines Freundes- und Schülerkreises. Die beiden thematisch den Hauptforschungsbereichen des Jubilars entsprechenden Bände umfassen je 47 Beiträge; den ersten Band eröffnen eine von J. Horrent verfaßte Biographie und Würdigung des Wirkens M. Delbouilles sowie eine von M. Tyssens besorgte Zusammenstellung seiner Veröffentlichungen.

*I. Linguistique romane*: G. Antoine, *Babiote, Brimborion, Bagatelle ...* (p. 27–45), präzisiert unter Beibehaltung der bisher angenommenen Etymologien die Bedeutungsgeschichte der drei Synonyme. Von den semantischen Ergänzungen zu den Wörterbüchern sei speziell die augenscheinliche Scheidung zwischen *la bagatelle* und dessen Plural im 17. und 18. Jahrhundert genannt (p. 42). – W. Bal, *Emprunts romans en kiNtandu, dialecte kiKongo* (p. 47–64). Zusammenstellung des portugiesischen und französischen Lehnwortgutes in der kongolesischen Mundart um Krisantu, südlich von Léopoldville. – Die morphologische Untersuchung von K. Baldinger, *Die progressive Analogie (am Beispiel von vuelent, puelent, sielent, chielent)* (p. 65–82, mit drei Karten), zeigt anhand der Urkundensprache eingehend, wie die Analogiewirkung von *vouloir* auf das Paradigma von *pouvoir*, nämlich das besonders in der 3. P. Pl. häufige unorganische *l* (*puelent*), sich in einer zweiten Phase progressiv auf eine Reihe weiterer Verben ausweitet. Gerade an dieser regional beschränkten, steckengebliebe-

nen Ausbreitung kann der Verfasser das Wesen der «fortschreitenden» Analogie überzeugend illustrieren (p. 76–78). In einem Anhang (p. 78–80) gibt T. Reinhard als Ergänzung zum *AIS* Beispiele für die Beeinflussung von \**potēre* durch \**volēre* im Italienischen. – A. Boileau, *Le nom de la Berwinne et les doublets dérivés de alb-* (p. 83–91): toponomastischer Beitrag, der interessante Adstrateinflüsse im Gebiet der Outremerse ins Auge faßt. Die Flußbezeichnung *Berwinne* und der Name ihres Quellgebietes *la Birven* werden einleuchtend als identisch und durch wechselseitige Entlehnung zwischen dem Wallonischen und Plattdeutschen entstanden aufgezeigt. – Einige wertvolle, aus reicher Praxis geschöpfte Hinweise für den Benützer des *ALF* gibt M. A. Borodina, *La lecture des cartes de l'ALF et le tracement des isoglosses* (p. 93–98). Die Verfasserin zeigt vor allem die Bedeutung der Regionalatlanten und Mundartmonographien für die semantische Präzisierung mancher *ALF*-Karten. – J. Boutière, *Le premier essai lexicographique de Frédéric Mistral (1853)* (p. 99–112). Beschreibung des vom Verfasser entdeckten *Supplément*, das der junge Mistral zum *Dictionnaire provençal-français* von Honnorat verfaßte. – J. Corominas, *Sur un mot de l'Archiprêtre de Hita et l'origine de l'espagnol «badulaque»* (p. 113–120), macht auf Grund der Konjektur eines unverständlichen *va delante* bei Juan Ruiz die lateinische Pflanzenbezeichnung *portulaca* als Etymon des bisher ungeklärten sp. *badulaque* wahrscheinlich. – P. Delbouille et Ph. Munot, *La poésie et le langage* (p. 121–134). Der Aufsatz setzt sich in vorwiegend destruktiver Weise mit einem von P. Guiraud am VIII<sup>e</sup> Congrès de la Fédération Internationale des Langues et Littératures Modernes (Liège 1960) gehaltenen Referat über die Autonomie der «expression poétique» auseinander. Im berechtigten Streben, die Gefahren jeder zu theoretischen und von vorgefaßten Meinungen bestimmten Interpretation aufzuzeigen, verfallen die Verfasser allerdings zum Teil ins entgegengesetzte Extrem, etwa mit prinzipiellen Feststellungen wie «Le poète ne dispose en fait que des mots de tous les jours (et de quelques autres peut-être)» und «le langage utilisé par le poète reste le langage commun, et il tire toutes ses vertus des mécanismes éprouvés par l'usage ordinaire que nous en faisons tous». Wie wenig wir hier verallgemeinern dürfen und wie grundlegend sich an und für sich der poetische Wortschatz von dem der Alltagssprache abheben kann, illustriert etwa jeder Vergleich zwischen Vergil und lateinischer Gebrauchsprosa. – In einer grundlegenden, auf erschöpfendes Material gestützten Sichtung des *Possessif en gallo-roman et dans le plus ancien français* (p. 135–161) kann G. De Poerck neues Licht auf eine Reihe lautlicher und morphologischer Probleme werfen. In bezug auf die besondere Vokalentwicklung im Hiatus (*mĕa, tĕus* – afr. *meie, tuens*) betont der Verfasser gegenüber Meyer-Lübke, daß die Tendenz zur Schließung als ein romanisches (nicht lateinisches) Phänomen zu betrachten ist und weniger von der Qualität des Folgevokals als von der Bewahrung der Zweisilbigkeit bestimmt wird (p. 153s.). Wenig wahrscheinlich ist die von De Poerck p. 153 ausgesprochene Vermutung, daß fr. *voie* gegenüber romanischem geschlossenem *via* eine Rückbildung aus *envoier* sei. – C. Dubois, *A propos d'un vers du Tristan de Thomas: «Al lever que fait des chalons»* (p. 163–172): Als ansprechende neue Deutung der im Titel genannten Hapaxwendung wird *chalon* als ‘\*Pferdehuf’ interpretiert und auf kelt. \**callio* beziehungsweise \**calli* zurückgeführt. Nicht ganz einleuchtend ist allerdings der Ausgangspunkt, daß nämlich die in der Ausgabe von B. H. Wind angenommene Bedeutung ‘Stoff’ (mit Yseult als Subjekt) sinnmäßig nicht entspreche. Statt *Corpus Glossarium Latinae* (passim) lies *C. Glossariorum Latinorum*. – Wenig überzeugen kann der Beitrag von J. Engels, *L'étymologie de l'afr. «aerdre»: ADHAEREO ou \*ADERIGO? (L'origine de l'afr. «erdre»*

(p. 173–189). Den Beweis dafür, daß die lautliche Vorstufe \**adergere* nicht, wie seit Tobler allgemein angenommen, zu \**aderigere*, sondern zu (unter dem Einfluß von *tergere* umgestaltetem) *adhaerere* gehöre, sieht der Verfasser in der Tatsache, daß *adersum* in den *Reichenauer Glossen* lat. *erentem* (*haerentem*) glossiert! Bei der vorwiegend auf die Bibelübersetzungen gestützten Dokumentation des altfranzösischen Verbuns fehlt mehrfach jegliche Versangabe; der Erstbeleg für trans. *aerdre* findet sich nicht erst im *Roman de Rou*, sondern bei *Gaimar* (Ed. Bell, Vers 240). – L.-F. Flutre, *Deux poèmes en patois picard du début du XVIII<sup>e</sup> siècle* (p. 191–219). Kritische Neuausgabe zweier kürzerer Dichtungen mit grammatikalischem Kommentar und ausführlichen «Notes explicatives». – Einen wertvollen Beitrag zu der in weiten Bereichen noch unbearbeiteten spanischen Modalsyntax gibt E. Gamillscheg in seiner historisch-psychologischen Darstellung *Spanisch «como» mit dem Konjunktiv* (p. 221 bis 233). Mit den Voraussetzungen und der Funktion dieses Konjunktivgebrauches setzt sich auch W. Moellering, *The function of the subjunctive mood in «como»-clauses of fact, Hispania 26* (1943), 267–282, auseinander. – P. Gardette, *Mots provençaux dans les œuvres de Marguerite d'Oingt* (p. 235–247): In einer diachronisch und geographisch ausgeweiteten Analyse elf lexikalischer Typen des um 1300 in der Nähe von Lyon entstandenen Werkes illustriert Mgr Gardette die durch die seitherige weitgehende Franzisierung überdeckten engen Beziehungen zwischen Gallia Lugdunensis und Gallia Narbonensis (drei Karten: *Calendas* 'Noël'; *chamba* 'jambe'; *soma* 'ânesse'). – Ein umfassendes Panorama über das Patronymikon innerhalb und außerhalb Europas bietet der Aufsatz von W. Giese, *A propos des noms de personnes anglo-normands formés avec «Fitz»* (p. 249–256). – In der Studie *Sur quelques correspondances entre l'argot français et le rotwelsch* (p. 257–270) kann C. Th. Gossen nicht nur zeigen, daß die wechselseitigen Entlehnungen zwischen beiden Sondersprachen umfangreicher sind, als vielfach angenommen wird, sondern aus komparatistischer Sicht auch eine Reihe überzeugender etymologischer Neudeutungen geben (*schtard* 'prison'; *nazi, naze* 'maladie vénérienne'; *maillocher* 'travailler'; *bidon* 'tromperie' und andere). – G. Gougenheim, *L'objet interne et les catégories sémantiques des verbes intransitifs* (p. 271–285): Vorwiegend deskriptiver, mit literarischen Beispielen illustrierter Überblick über die französischen Verben beziehungsweise Verbalkategorien, die ein sogenanntes «inneres Objekt» (Typus *il vit une vie agréable* und *il a pleuré plus d'une larme*) kennen. – Die methodologische Skizze *Du mot-thème en exégèse* (p. 287–294) von J. Guillaume hebt vor allem die Notwendigkeit der Einbeziehung des Kontextes bei der Betrachtung der «mots-thèmes» sowie die Bedeutung der «critique externe» hervor. – P. Guiraud, *L'opposition actuel-virtuel. Remarques sur l'adverbe de négation dans «Aucassin et Nicolette»* (p. 295–306). In einer von starkem Systematisierungsstreben geprägten Analyse versucht der Verfasser die bereits am *Rolandslied* (R 83 [1962], 289–302) untersuchte Opposition «actuel-virtuel» als «une des clés de la grammaire médiévale» aufzuzeigen. Wir glauben, daß das aufgezeigte Prinzip existent ist, jedoch nur unter Einbeziehung einer Reihe anderer Faktoren in seinen wahren Dimensionen gesehen werden kann. Die sicher zu weit reichenden Folgerungen und Vermutungen – etwa daß die starke mittelalterliche Ausgeprägtheit der Opposition ein Erbe des germanischen Superstrats sei – werden vom Verfasser abschließend selbst als «hypothèse de travail» eingeschränkt. – M. Hanoset, *Sur la valeur du préfixe «entre-» en ancien français* (p. 307–323): Die sorgfältige Überprüfung der mittelalterlichen Semantik von Verben wie *entroïr*, *entrevoir* und *entroublir* zeigt, daß diese Komposita, auch ohne restriktive beziehungsweise pejorative Nuance, synonym zu den Verba



simplicia gebraucht werden konnten, was allerdings im Falle von *entroïr* und *entrou-blier* schon in den Definitionen bei Tobler-Lommatzsch zum Ausdruck kommt. – Einen anregend dargestellten Aperçu über die Grundzüge in der methodischen Entwicklung der Stilistik gibt H. Hatzfeld, *Points de repère dans l'évolution de la stylistique romane, 1886–1962* (p. 325–340). – A. Henry, *La projection des actants selon L. Tesnière* (p. 341 bis 346), präzisiert und ergänzt die Struktursyntax Tesnières im Bereich der «syntaxe expressive». – Eine sprachlich bisher praktisch nicht faßbare Superstratschicht kann H.-E. Keller in seinem (im Zusammenhang mit den Redaktionsarbeiten für das FEW entstandenen) Aufsatz *Survivances lexicologiques de l'ancien saxon en Normandie* (p. 347–361) an sechs Beispielen erstmals in ein konkretes Licht rücken. – E. Legros, «Avoir, eu» et «savoir, su» à Liège du XVII<sup>e</sup> siècle à nos jours (p. 363–380), zeigt im Anschluß an L. Remacle auf Grund der Zusammenstellung eines umfassenden Formenmaterials, daß die Infinitive *avu* 'avoir' und *savu* 'savoir' nicht, wie lange Zeit angenommen, durch die Partizipformen *avu* 'eu' und *savu* 'su', sondern nur aus der Geschichte des Infinitivs selbst erklärt werden können. – Y. Le Hir, *Sur les Psaumes mesurés de J. A. de Baïf* (p. 381–394): Die vom Verfasser aufgezeigten sprachlichen Unterschiede beziehungsweise Fortschritte zwischen den beiden Fassungen von 1569 und 1573 bieten vom stilistischen und lexikologischen Standpunkt aus eine Fülle interessanter und noch weiter auswertbarer Einzelfakten. – Das Schwergewicht des Überblicks *Background and Trends in French Linguistics* (p. 395–408) von R. Levy liegt in der Darstellung der amerikanischen sprachwissenschaftlichen Bemühungen sowie einer Beschreibung vollendeter, laufender und geplanter lexikographischer Unternehmungen. Unter den geplanten oder im Entstehen begriffenen neuen romanischen etymologischen Wörterbüchern (p. 399) lassen sich auch die in Bonn von H. Meier geleiteten Arbeiten nennen; das «Begriffssystem» von Hallig – v. Wartburg (p. 398 N 2) sollte auch in der neu bearbeiteten und erweiterten zweiten Auflage von 1963 angeführt werden. – Y. Malkiel, *Economie phonologique et perte lexicale* (p. 407 bis 416), zeigt anhand spanischer Beispiele einleuchtend, daß neben den herkömmlich angenommenen Gründen für Wortschwund (unter den eingangs aufgezählten Kriterien vermißt man das Streben nach semantischer und lautlicher Expressivität) auch innerhalb des Systems vereinzelte, durch Synkope entstandene Konsonantengruppen zur Schwächung einer Form beitragen können. – Auf eine jüngste argentinische Lautentwicklung, die Ausdehnung des «zeïsmo», verweist B. Malmberg, *Note sur le [z] argentin* (p. 417–420). – R. Massart, *Contribution à l'étude du vocabulaire de Nicolas de Vérone* (p. 421–450), gibt nach einer eingehenden, wohlabgewogenen Erörterung über das Wesen der frankoitalienischen Koiné Text und Glossar der ersten 184 Verse aus einer im Entstehen begriffenen Ausgabe der *Passion*. Einige der im Glossar angegebenen Bedeutungen wären noch zu prüfen; so heißt *ocheison* sicher 'raison, motif' und nicht 'occasion', *hoster* 'libérer' (nicht 'ôter') und *ciere* 'mine' (nicht 'visage'). – L. Mourin, *L'origine des terminaisons «-n», «-ns» et «-nse» de la première personne du pluriel en ladin du Val Gardena* (p. 451–461). Im Gegensatz zu den bisherigen Deutungen führt der Verfasser den Schwund des -s der 1. P. Pl. im Rätoromanischen (eventuell auch Altprovenzalischen und -katalanischen) auf das Inversionssyntagma \**cantams* + *ns* (*nos*) zurück und sieht andererseits – im Anschluß an die Verhältnisse in der Val Gardena – im oberengadinischen -ns bewahrtes lat. -*mus* und nicht wie allgemein angenommen eine Agglutination von pronominalem -*se*. – In seinem Beitrag *Zur Herkunft von gal.-port. «enguizar, enguiçar» 'verhexen'* (p. 463–467) plädiert J. M. Piel nach einer Erörterung der neueren Erklärungen von J. Bruch (got. \**in-weitjan*)

und H. Meier (lat. \*INVITIARE) für eine Rückkehr zum bereits 1900 von Michaëlis angenommenen Ausgangspunkt \*INIQUITIARE. – Einen Überblick über die Stellungnahmen der modernen Grammatiken zu *La construction impersonnelle en français moderne*, verbunden mit neuen Gesichtspunkten, gibt P. Pieltain (p. 469–487). – R. Pinon, *Folklore et dialectologie. Le jeu du cerf-volant en Wallonie* (p. 489–516): Reich dokumentierte volks- und sachkundliche Geschichte des Drachenspiels und der damit verbundenen dialektalen Terminologie. – Nach zwei theoretischen syntaktischen Beiträgen, B. Pottier, *Note sur le syntagme nominal français* (p. 517–520) und M. Regula, *Contribution à l'inventaire de la syntaxe française* (p. 521–540), verteidigt L. Remacle in seinem Beitrag *L'ancienneté du wallon «hé» 'versant boisé'* (p. 541–553) gegenüber dem FEW überzeugend seine in einem früheren Artikel vertretene Ansicht, daß die wallonische Form mit mehr Wahrscheinlichkeit direkt auf frk. \*haisi und nicht auf jüngeres mittelniederländisches hees(t) zurückgeführt werden kann. – J. Renson, *Quelques mots du dialecte de Beaumont-en-Hainaut* (p. 555–563), gibt eine Liste von etwa 50 «termes significatifs» aus der wallonisch-pikardischen Übergangsmundart des Kantons Beaumont. – *Der sprachliche Einfluß der Normannen in Süditalien* wird von G. Rohlf's (p. 565–572) an einer Vielzahl bisher wenig bekannter oder anders gedeuteter Gallizismen illustriert. Mehrere altfranzösische Formen fanden, wie der Verfasser zeigt, auch Eingang in die griechischen Mundarten Süditaliens und konnten sich speziell dort halten. – Vorwiegend Hinweise auf eigene frühere Arbeiten gibt der einseitige Beitrag von A. Rosetti, *Remarques sur les changements phonétiques* (p. 573–574). – P. Ruelle, *La sémantique de «\*catenio → chaeignon → chignon»* (p. 575 bis 585). Auf Grund sorgfältiger Überprüfung der von Godefroy und Tobler-Lommatzsch zitierten Belege sowie der teilweise divergierenden Definitionen kommt der Verfasser zu den altfranzösischen Grundbedeutungen 'carcan, collier solide' (höchstens vereinzelt 'corde à pendre', nie im Mittelalter 'chaîne') und 'nuque'. Der Übergang zu letzterer Bedeutung sowie zu derjenigen von 'chignon' wird unter Absehung von bildhaften Vorstellungen wie 'chaîne des vertèbres' direkt aus der räumlichen Nachbarschaft erklärt: 'objet qui entoure la nuque' > 'nuque' > 'masse de cheveux sur ou au-dessus de la nuque'. – Eine weitere Bekräftigung seiner Diphthongierungstheorie (cf. *RLiR* 20), vor allem an einer Prüfung des Anteils phonologischer Elemente, gibt F. Schürr, *Silbenquantität und Diphthongierung in italienischen Mundarten* (p. 587 bis 594). – E. Seifert, *Zur Bedeutungsentwicklung von portugiesisch ter* (p. 595–606), zeigt an umfangreichem Belegmaterial die einzelnen semantischen Etappen, auf denen *tenēre* im Portugiesischen zum Begriff 'haben' kam, sowie das diachronische Kräftespiel mit *habēre*. – G. Straka, *Remarques sur la «désarticulation» et l'amuïssement de l's implosive* (p. 607–628): Unter Heranziehung paralleler Tendenzen in mehreren modernen Idiomen (okzitanische und spanische Mundarten) gibt der Verfasser eine eingehende physiologische Darstellung der einzelnen Phasen des altfranzösischen Verstummens von s vor Konsonant und im Auslaut. – G. Tilander, *Vieux français «bruisier»* (p. 629–634): Die vom Verfasser bereits in *R* 51 vorgeschlagene und in vorliegendem Beitrag mehrfach erhärtete Ableitung aus lat. \*BRUGITIARE (zu \*brugitus > bruit) ist sowohl phonetisch als auch semantisch überzeugend (die Entwicklung von 'krachen' und 'brechen' läßt sich an zahlreichen Parallelen beobachten). Wir fügen hinzu, daß auch die geographische Verteilung von *bruisier* (pic., norm., anglo-norm.) mit dem Gebiet des ersten Auftretens von *bruit* (Gaimar, Wace) übereinstimmt. – Eine äußerst interessante Zusammenstellung der literarischen Stellungnahmen beziehungsweise Verwertungen einiger Probleme der modernen Semantik (*la motivation, les va-*

*leurs affectives et évocatrices, l'ambiguïté sémantique, le langage figuré*) gibt St. Ullmann, *Sémantique et stylistique* (p. 635–652). – L. Warnant, *Le rôle du contexte dans les valeurs de l'imparfait* (p. 653–673). In kritischer Auseinandersetzung mit Brunot und Le Bidois betont der Verfasser, daß manche der dem Imparfait zugeschriebenen «valeurs» in Wirklichkeit nicht auf der Verbalform, sondern auf kontextuellen Faktoren beruhen. – W. v. Wartburg, *Les origines des mots à radical «chic-»* (p. 675–699). Dieser letzte Beitrag des ersten Bandes präsentiert nach einer Stellungnahme zu P. Guirauds Artikel «Le champ morphosémantique du verbe *chiquer*» (*BSLP* 55) die drei FEW-Artikel *ŠĀH* (pers.) *könig*, *TŠIKK*- *klein* und *TŠIKK*- (*schallwort*).

II. *Philologie médiévale*: P. Aebischer, *Une allusion des «Quinze signes du Jugement» à l'épisode du Jeu de la quintaine du «Girart de Viane» primitif* (p. 7–19), führt die im Anhang des *Mystère d'Adam* (Vers 968s.) gegebene Erwähnung eines Zweikampfes zwischen Roland und Olivier auf die ursprüngliche, dem *Oxford* Roland vorangehende *Girart*-Fassung zurück. – Eine mit Einleitung und Anmerkungen versehene Edition einer anonymen katalanischen Gedichtgruppe aus dem *Cançoner del Marquès de Barberà* (Ende 15. Jahrhundert) gibt R. Aramon i Serra, *Una cançó i tretze cobles esparses inèdites* (p. 21–38). – F. Bar, *La jonglerie de Bourges au XIV<sup>e</sup> siècle* (p. 39–44), publiziert eine inhaltlich nicht eindeutig geklärte, in Hinblick auf den Titel nur wenig aufschlußreiche Urkunde. – J. Bastin, *Quelques notes sur Julien Macho et son Esope* (p. 45–47). – R. Bossuat, *Le Dit des Roys. Chronique rimée du XIV<sup>e</sup> siècle* (p. 49–58). Der Verfasser beleuchtet die handschriftliche Überlieferung, die Quellen und die mit der Abfassung verbundenen Tendenzen des bisher nicht beachteten Textes von an sich geringer literarischer und historischer Bedeutung. – A. Burger, *Remarques sur la composition de l'épisode de Baligant* (p. 59–69). Von einer stiltechnischen Untersuchung her verfißt der Verfasser entschieden die Echtheit der Episode. Die plausibel dargelegten, in ihrer Tragweite aber nicht zwingenden Argumente bilden: die enge Verknüpfung der die Baligantepisode ankündigenden Laisse CLXXXV mit dem vorangehenden und folgenden Text, die übereinstimmende Sorgfalt der chronologischen Angaben in der Episode und dem Rest der Chanson sowie die Parallelität zwischen den Zweikämpfen Karl–Baligant und Tierri–Pinabel. – G. Caravaggi, *Remarques sur la tradition des «Evangiles de l'Enfance» en provençal et sur la version inédite du ms. Paris, B. N. fr. 25415* (p. 71–90). Sorgfältige Darlegung der handschriftlichen Verhältnisse. – Eine Zusammenstellung der im Werk des Guilhem de Cervera zu findenden Anspielungen auf die antike und profan-mittelalterliche Tradition gibt I. M. Cluzel, *La culture générale d'un troubadour du XIII<sup>e</sup> siècle* (p. 91–104). – G. Contini, *La canzone della «Mort Charlemagne»* (p. 105–126): Inhaltliche und sprachliche Bemerkungen zum unedierten frankoitalienischen Text. – R. Dragonetti, «*Aizi*» et «*aizimen*» *chez les plus anciens troubadours* (p. 126–153). Subtile Analyse des poetischen Gehaltes der beiden Formen. – Die Ursprünge der provenzalischen Poesie beleuchtet J. Fourquet aus einem Vergleich mit *La chanson chevaleresque allemande avant les influences provençales* (p. 155–164). – A. Fourrier, *Raoul de Hodenc: est-ce lui?* (p. 165–193). In wohlfundierter, mit der nötigen Vorsicht formulierter Hypothese zeigt der Verfasser die Möglichkeit einer Identifizierung des Dichters mit einem zwischen etwa 1165/70 und 1221/30 lebenden Neffen des aus Hodenc-en-Bray stammenden Pierre le Chantre. – J. Frappier, *Les thèmes politiques dans le Couronnement de Louis* (p. 195–206), zeigt die engen Beziehungen zwischen dem poetischen karolingischen Rahmen und den zeitgenössisch-kapetingischen Verhältnissen. – P. Gallais, *Gauvain et la Pucelle de Lis* (p. 207–229), verteidigt gegenüber J. Frappier die Ur-



sprünglichkeit der mit einer Vergewaltigung und zweifachem Mord verbundenen «unhöfischen» Version dieser Episode aus der *Continuation-Gauvain*. – L. Geschiere, *Deux vers d'«Yvain»* (p. 231–249). In seiner Stellungnahme zu den Versen 2767s. der Ausgabe von M. Roques zeigt der Verfasser die Kohärenz des Guiot-Textes vom stilistischen Standpunkt aus, wendet sich aber gleichzeitig einleuchtend gegen die von Roques aus dieser Lesung geschlossene Identität der Botin, die Yvain hier tadelnd die Liebe ihrer Herrin kündigt, mit Lunete. – R. Guiette, *Villoniana* (p. 251–257): Zu *Test.* 47s. (Le verselet escript septiesme Du psëaulme Deus laudem). – W. M. Hackett, *La technique littéraire de «Girart de Roussillon»* (p. 259–273). Unter Anwendung der Rychnerschen Methode der Laissenanalyse zeigt die Verfasserin, daß der Dichter die Spannung zwischen lyrischem und narrativem Aspekt kunstvoll ausnützt, indem er die bedeutsamen Momente durch vielfältig gestaltete Wiederholungen unterstreicht. – J. Horrent, *Notes de critique textuelle sur le «Cantar de Mio Cid»* (p. 275–289). I. A propos de l'explicit de Per Abbat. II. Sur quelques corrections inspirées par la *Crónica de veinte Reyes*. – Vor allem von der zyklischen Erzählform her beleuchtet H. R. Jauss *Les enfances Renart* (p. 291–312) als «immer wieder aufgenommenes und um ein Stück weitergeführtes Seitenthema». – O. Jodogne, *Le Miracle de saint Nicolas et d'un juif* (p. 313–328), zeigt die dramatische Originalität und den «reaktionären» Geist dieses erst um 1500 entstandenen und in seiner Konzeption den zeitgenössischen *Mystères* angenäherten Stückes. – Auf mehrere in *Chrétien Perceval* fehlende Parallelen zwischen dem *Fabliau Richeut* und Wolfram von Eschenbach verweisen H. und R. Kahane in ihrem Aufsatz *Herzeloyde* (p. 329–335). – Ch. A. Knudson, *Les anciennes éditions du «Petit Jehan de Saintré»* (p. 337–348). Charakterisierung der vier Ausgaben des 16. Jahrhunderts und ihres Verhältnisses zu den übrigen Handschriften. – Auf eine feinsinnige Interpretation von Wilhelms IX. Gedicht «Farai un vers de dreyt nien» konzentriert sich der Beitrag *No sai qui s'es – No sai que s'es* (p. 349–366) von E. Köhler. – F. Lecoy, *A propos du fabliau de Gautier Le Leu «De Dieu et dou pescour»* (p. 367–379), zeigt die thematischen Übereinstimmungen mit einem mittelalterlichen Märchen aus dem *Islendzk Æventyri* und der modernen Erzählung «L'homme juste». – P. Le Gentil, *A propos du «Guillaume de Dole»* (p. 381–397): Überzeugende semantische Bemerkungen zu einigen problematischen Textstellen und Hinweise zur Form der eingestreuten *chansons à refrain*. – M. D. Legge, *Sur la genèse du «Roman de Fergus»* (p. 399–408). – R. Lejeune, *Jean de Mandeville et les Liégeois* (p. 409–437). Nach eingehender Darlegung der bisherigen Forschungsmeinungen spricht sich die Verfasserin für die englische Herkunft des Autors und die Identität zwischen Jean à la Barbe und Jean de Mandeville aus. Eine Erklärungsmöglichkeit der zur Identität (tradition classique liégeoise) in Widerspruch stehenden «version liégeoise» sieht sie in der Annahme, «qu'il y a eu un temps, à Liège, où l'auteur des *Voyages*, qui y vivait sous un nom d'emprunt, avait intérêt à faire croire que 'Jean de Mandeville' était différent de 'Jean à la Barbe'». – Ch. H. Livingston, *Manuscrit retrouvé d'œuvres de Watriquet de Couvin* (p. 439–446): Beschreibung des seit 1773 verschollenen, vom Verfasser wiedergefundenen Manuscrit La Clayette und Abdruck des in der Ausgabe von Scheler fehlenden *Dit des VII vertus*. – R. Louis, *De Livier à Olivier* (p. 447–476), sieht mit guten Gründen in *Olivier* eine volkstümliche Umbildung von *Livier* (de Metz). – Den Beitrag, den die Betrachtung der Klischees zur Autor- beziehungsweise Echtheitsfrage liefern kann, prüft D. Mc Millan, *Notes sur quelques clichés formulaires dans les chansons de geste de Guillaume d'Orange* (p. 477–493). Der Verfasser vermengt fälschlich *apostre* 'Apostel' und *apostoile* 'Papst'. – A. Micha, *Le Départ en Sorelois*.



*Réflexions sur deux versions* (p. 495–507). – J. Monfrin, *Sur les sources du « Secret des Secrets » de Jofroi de Waterford et Servais Copale* (p. 509–530). Zum ersten, der Ethik gewidmeten Abschnitt. – A. Monteverdi, *Regolarità e irregolarità sillabica del verso epico* (p. 531–544). In Auseinandersetzung mit der These Menéndez Pidal's von einem ursprünglich gemeinromanisch ungleichsilbigen Vers zeigt der Verfasser, daß die Unregelmäßigkeiten des anglonormannischen und frankoitalienischen Verses keinerlei Schlüsse auf eine ursprüngliche Ungleichsilbigkeit des französischen Verses zulassen. – Die Semantik von *jeu parti* und *partir un jeu* innerhalb des bretonischen Romans illustriert P. Remy, *Jeu parti et roman breton* (p. 545–561). – Dantes Gestaltung der Lehre vom göttlichen Gnadenlicht, das in seinem verschiedenen Maß die Verschiedenheit der Seligkeitsgrade vermittelt, ist der Beitrag *Das « Lumen gloriae » in der « Divina Commedia »* (p. 563–579) von H. Rheinfelder gewidmet. – E. von Richthofen, *Considérations complémentaires sur les légendes épiques et les romans courtois* (p. 581–596). Zur Stratifikation der *Légendes* und den franko-spanischen Beziehungen. – A. Roncaglia, *« Obediens »* (p. 597–614). Zu Wilhelms IX. « Pos de chantar m'es pres talens », Vers 3s. Als neue Deutung vertritt der Verfasser für *obediens* die Interpretation 'vasallo, signore feudale' und somit für Vers 3 die Bedeutung 'Più non potrò servire Iddio e il re'. – Inhaltliche Divergenzen zwischen dem *Oxford Roland* und einer älteren beziehungsweise parallelen Tradition beleuchtet R. M. Ruggieri, *Il titolo e la protasi dell'« Entrée d'Espagne » e dei « Fatti de Spagna » in rapporto alla materia della « Chanson de Roland »* (p. 615–633). – J. Rychner, *Observations sur le « Couronnement de Louis » du manuscrit B. N., fr. 1448* (p. 635–652). Anhand eines Vergleiches mit dem Vulgata-text insistiert der Verfasser auf dem wesentlichen Anteil der mündlichen Tradition und Diffusion an den textlichen Veränderungen. – Gegen eben diesen wie wir glauben unbestreitbaren Anteil wendet sich M. Tyssens in ihrem auf die Überlieferung des Wilhelmszyklus gestützten Beitrag *Le style oral et les ateliers de copistes* (p. 659–675). – C. Segre, *Negromanzia e ingratitudine (Juan Manuel, il « Novellino », Ludovico Ariosto)* (p. 653–658): eine thematische Parallele. – E. Vinaver, *Un chevalier errant à la recherche du sens du monde: Quelques remarques sur le caractère de Dinadan dans le « Tristan » en prose* (p. 677–686). – A. Viscardi, *Le origini romanze e la tradizione letteraria mediolatina* (p. 687–704). Kritisch-historischer Überblick über die Ursprungsforschung. – Einen Beitrag zur Frage nach der Entstehung der Formelhaftigkeit gibt J. Wathelet-Willem mit der Zusammenstellung des Rüstungs- und Kampfvokabulars in *Rolandlied, Wilhelmlied und Gormont et Isembart: A propos de la technique formulaire dans les plus anciennes chansons de geste* (p. 705–727). – F. Whitehead, *Lancelot's Redemption* (p. 729–739). Der Aufsatz bringt eine Neudeutung des Lancelot-Charakters der *Queste del Saint Graal*, nach welcher dieser weniger einen gefallenen Menschen, dem jede Rückkehr zum Guten versagt bleiben muß, darstellt, als vielmehr ein Beispiel der religiösen Erbauung, daß es für ein Zurück zu Demut und Liebe niemals zu spät sei. – B. H. Wind, *L'idéologie courtoise dans les lais de Marie de France* (p. 741 bis 748), betont das Überwiegen des märchenhaften und folkloristischen Moments gegenüber der meist nur als Rahmen dienenden höfischen Konzeption. – B. Wolledge, *Un emploi du verbe « être » en ancien français: « justes fiz Boeve » 'vous êtes fils de Beuve'* (p. 749–756). Von einem Vers des *Wilhelmliedes* ausgehend, zeigt der Verfasser, daß das Präteritum in Wendungen wie *justes fiz de* als 'vous êtes né fils de' aufzufassen ist und weder den Tod des Sohnes noch den des Vaters impliziert.

Arnulf Stefenelli

*Medium Aevum Romanicum*, Festschrift für Hans Rheinfelder, hg. v. H. BIHLER und A. NOYER-WEIDNER, München 1963, xx + 411 p.

Die Dichte des Bandes und dessen gediegene Präsentation, die Autoren und Herausgeber mit dem Gefeierten ehren, wurde vor der Abfassung dieser Zeilen in Rezensionen von maßgeblicher Seite bereits festgestellt<sup>1</sup>. Wir beschränken uns daher zunächst darauf, die einzelnen Beiträge zur Orientierung nochmals aufzuzählen. Einige zusätzliche Bemerkungen werden nur in den Fällen folgen, wo sie uns ohne weiteres vertretbar erschienen.

1. H. Anglés, *La danza sacra y su música en el templo durante el Medioevo*. 2. H. Bihler, *Zur Gestalt mittelalterlicher lateinischer, französischer und spanischer Fassungen der Fabel vom Fuchs und vom Raben*. 3. B. Bischoff – H. G. Beck, *Das italienisch-griechische Glossar der HS e 14 (127) der Biblioteca Capitolare in Monza*. 4. A. Buck, *Zur Geschichte des italienischen Selbstverständnisses im Mittelalter*. 5. M. Delbouille, *Notes pour l'histoire des couples français «soz-desoz», «sor-desor», «sus-dessus» et «sous-dessous»*. 6. H. Flasche, *Calderón als Paraphrast mittelalterlicher Hymnen*. 7. E. Gamillscheg, *Über Präposition und Adverb im Spanischen*. 8. H. Hatzfeld, *Deuten Stilelemente in Chrétien's «Perceval» auf eine strukturelle Einheit?* 9. K. Heisig, *Das Rolandslied und Byzanz*. 10. U. T. Holmes, *The Adventures of Fouke Fitz Warin*. 11. A. Junker, *Von der Schönheit des Rolandsliedes (O) im Spiegel neuester Forschung*. 12. W. Kellermann, *Drei Dichter der ältesten portugiesischen Lyrik*. 13. W. Krauss, *Das Mittelalter in der Aufklärung*. 14. B. Migliorini, *Il nome «Giuseppe» in Italia*. 15. A. Noyer-Weidner, *Eine problematische Stelle im Oxforder Roland: Karls Rückkehr aus Spanien (O 3682–3704)*. 16. A. Pézard, *Fractenses? (De vulgari eloquentia, I xi 6)*. 17. F. Rauhut, *Warum wurde Paris die Hauptstadt Frankreichs?* 18. G. Rohlf's, *Italienisch und Toskanisch («ora» non «adesso»)*. 19. H. Sckommodau, *Das Alexiuslied. Die Dalierungsfrage und das Problem der Askese*. 20. H. Stimm, *Zur Sprache der Handschrift V des Alexiusliedes*. 21. G. Tilander, *«Die Wissenschaft kann der Papierflut nicht mehr Herr werden» [betreffend afr. «buhotiaus» und die Konjunktion «pour chose que»]*. 22. J. Vincke, *Europäische Reisen um 1400 im Spiegel aragonesischer Empfehlungs- und Geleitbriefe*. 23. K. Wais, *«Le bien renommé Villon ...» (Selbstironie bei François Villon)*. 24. H. Weinrich, *Zur Etymologie von frz. «félon» 'treulos'*. 25. J. Wilhelm, *Orpheus bei Dante. – Verzeichnis der romanistischen Arbeiten von Hans Rheinfelder 1926–1962 (von D. Briesemeister)*.

Zu Nr. 2. Die Untersuchung Bihlers, die die Veränderung in der Geisteshaltung aufzeigt, ist auch vom Stilistischen her interessant. Die Resultate sind als Indizien zu betrachten, die erst in einem größeren Zusammenhang bestätigend ihre Gültigkeit erlangen. Doch ist die Gattung der Fabel als solche eher zwanglos. Dies gilt vor allem für die Prosafassungen, von Steinhöwel bis Lessing und Tolstoi. Entscheidend ist dabei nicht die Kürze, sondern der Mangel an formaler Resistenz, wenn man so sagen darf, die die Gattung dem Dichter entgegenbringt. Diese Auffassung invertierend wurde ihre Schwierigkeit daher auch überschätzt. So lesen wir bei Pietro Pancrazi: «Di tutti i generi letterari quanti sono, la favola sembra nata proprio apposta per far disperare anche lo scrittore più paziente. Quello della favola, è un lavoro che non

<sup>1</sup> Vgl. R. L. WAGNER, *BSL* 59 (1964), 103–106 (nur der linguistische Teil, Nrn. 3, 5, 7, 14, 16, 18, 20, 21, 24). – G. A. BECKMANN, *RJ* 15 (1964), 204–209. – H. LAUSBERG, *RF* 77 (1965), 232–237.

finisce mai. Anche quando lo scrittore crederà di avere, secondo le sue forze, azzeccata una favola (l'invenzione, la morale – e l'espressione, i sali di una favola), basta ch'egli lasci passare un giorno e la riprenda, e subito si avvedrà che la favola è da rifare. E se abbozza all'invito e rifà, lasci passare un altro giorno, e quasi certamente si accorgerà che la seconda stesura ha peggiorato la prima; che ne occorre una terza e così via.»<sup>2</sup>

Nr. 3. Zum italienisch-griechischen Glossar von Monza jetzt ferner F. Sabatini, *SLI 4* (1964–65), p. 149s.

Nr. 4. Die Gattung des Städtelobs ist auch in Padua vertreten (L. Padrin, *Lupati de Lupatis, Bovetini de Bovetinis, Albertini Mussati necnon Jamboni Andreae de Favajuschis Carmina quaedam ex codice Veneto nunc primum edita*, Padua 1887 [mein Zettel ist nicht ganz zuverlässig]). Für Pisa im Hinblick auf die Sarazenen auch einige Verse aus der *Vita Mathildis*, zum Beispiel bei G.B. Pellegrini, *RALinc. VIII/11* (1956), 142s. Für Venedig sodann B. Gamba, *Serie degli scritti in dialetto veneziano*, hg. v. V. Vianello, Venezia–Roma 1959, p. 43.

Nr. 5. Die Untersuchung von Delbouille wird durch *FEW 12*, 369 (*subtus*) nicht überholt: es fehlt hier die Frage nach der Qualität des intervokalischen *s* bei afr. *desoz* / nfr. *dessous* etc.

Nr. 8. In der Frage nach dem Verhältnis des Wolframschen *Parzival* zum Roman von Chrétien de Troyes, besonders hinsichtlich der Charakterisierung der beiden Werke durch Bodo Mergell (p. 156), kommt neuerdings Alois Haas zu einer andern Auffassung<sup>3</sup>.

Nr. 12. Bei der Deutung der Gedichte von João Soaires Someso, Bernal de Bonaval und João Garcia de Guilhade ist es Kellermann besonders daran gelegen, die Individualität der drei Lyriker herauszuarbeiten. Zu Beginn seiner Ausführungen bringt der Verfasser einen sorgfältig abgewogenen Überblick über die Chronologie der Lyrik in den einzelnen sprachlichen Domänen, und zwar so, daß er zu weiteren Überlegungen anreizt. Setzt man nun den Beginn der portugiesischen Lyrik ins letzte Viertel des 12. Jahrhunderts, so geht ihr die provenzalische, aus der sie erwachsen ist, ungefähr ein Jahrhundert voraus. «Das bedeutet, daß das Schaffen der meisten bedeutenden Trobadores [mit Ausnahme von Peire Cardenal und Guiraut Riquier] am Beginn der portugiesischen Lyrik entweder ganz oder fast abgeschlossen war» (p. 201). Das interessante Problem besteht für uns darin, daß der Kommentar zur Chronologie im vorliegenden Falle eine für die provenzalische Lyrik einschneidende Wertung voraussetzt. Abgesehen davon, daß einige wichtige Namen aus der Zeit um 1200 rasch zur Hand wären, so denkt man doch sofort an Arnaut Daniel, «miglior fabbro del parlar materno», der in den letzten Jahren eine bemerkenswerte Aufwertung erfahren hat. Dabei ist allerdings festzustellen, daß diese Wertung für die Herausbildung der literarischen Traditionen nicht in allen Fällen maßgeblich ist. Bei Guiraut Riquier andererseits, der in einem Kreis mit eigentümlich bürgerlich-rechtgläubiger Amor-Auffassung vertreten ist, sinkt die Chronologie zur vergleichenden Information herab.

Während für Nordfrankreich festzuhalten bleibt, daß sich die Liebeslyrik erst gegen Ende des 12. Jahrhunderts entfaltet, gibt Italien zu weiteren Überlegungen Anlaß. Zunächst würden wir behaupten, daß mit dem (übrigens traditionellen) Hinweis, der

<sup>2</sup> Cf. P. PANCAZI, *L'Esopo moderno*, Firenze <sup>5</sup> 1943, p. 26s.

<sup>3</sup> Vgl. ALOIS M. HAAS, *Parzivals «tumpheit» bei Wolfram von Eschenbach*, Berlin 1964; im Anhang: *Die Vorprägung von Parzivals «tumpheit» durch Percevals «niceté» in Chrétien's «Conte del Graal»*, p. 308 bzw. 347s.



älteste lyrische Text in der Volkssprache sei religiös, aus der in sich geschlossenen Tradition der Kunstlyrik unnötig extrapoliert wird. Höfisches Frauenlob italienisch zu schreiben, war im vierten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts der Einfall eines Notars am kaiserlichen Hof in Palermo. Hier lagen, wie in Umbrien, besondere Umstände vor. Die Aussage, daß in Italien die Liebeslyrik, «fast gleichzeitig beginnend mit der Portugals, anfangs nicht nur die Thematik des provenzalischen Minnesangs, sondern auch seine Sprache» verwendete, sieht Italien zu sehr als Einheit. Die Reihe der italienischen Troubadours nichtprovenzalischer Herkunft beginnt, kurz vor 1200, in Oberitalien, in einem Gebiet also, das kulturell sehr stark nach Frankreich hin orientiert war (wobei die Italiener wohl das ausgeprägteste Sensorium für die Eigengesetzlichkeit und die innere Kontinuität von Gattungen aufgewiesen haben).

Nr. 13. Man vernimmt mit Staunen, daß die moderne Beschäftigung mit dem Mittelalter «mit allen ihren Wurzeln im geschichtlichen Weltbild der Aufklärungsepoche» gründet (p. 230). Außer dem «Eruditismus» des 17. Jahrhunderts dürften auch einzelne Aspekte des Humanismus (besonders im Hinblick auf die Überlieferung der Texte) nicht außer acht gelassen werden.

Nr. 18. Die Gegenüberstellung «Italienisch und Toskanisch» hat, wie Rohlfs selbst anmerkt, etwas Mechanisches. Wichtiger scheint uns beizufügen, daß die Selektion wohl die Schriftsprachenbildung betrifft, in gleichem Maße aber (gerade übrigens bei Dante) auch das Problem der Stillagen aufwirft. Die Kürze vermittelt unklare Vorstellungen. So ist *ancoi* (4) zwar ein typisch oberitalienisches Wort und wird von Dante in der *D. C.* dreimal gebraucht, stets im Reim. Aber es lebte zur Zeit Dantes (nach Sapegno, Kommentar zu *Purg.* XIII 52) auch in der Toskana und war in der vorliegenden Form im Vergleich zu den altoberitalienisch gebräuchlichen Varianten offenbar am wenigsten vulgär. Zudem reimt es sowohl mit offenem, diphthongiertem und nicht diphthongiertem, als auch mit geschlossenem Vokal. Andererseits ist *butirro* (9) nicht nur römisch und süditalienisch, sondern entsprechend auch im östlichen Oberitalien vertreten. Es hat somit eine weit größere Präsenz; aber für *burro* (*Inf.* XVII 63) ist diese Feststellung unwichtig.

Nrn. 19–20. Der Aufsatz von Sckommodau über das Alexiuslied verliert bestimmt Wesentliches, wenn er einfach auf eine These zurückgeführt wird. Es ist wohl nicht zu bestreiten, daß der manichäische Dualismus in der mittelalterlichen Geisteswelt latent immer vorhanden ist. Es fragt sich nur, wie man die Akzente setzt. Von den Handschriften vertritt L eine insulare Überlieferung. Die wichtige Untersuchung von H. Stimm weist in V – dem A übrigens nahe steht – eine andere, offenbar ursprünglichere Tradition im Südosten des französischen Sprachgebietes auf. Der Gedanke, eine insulare Tradition von der kontinentalen abzuheben, müßte weiter verfolgt werden. Im umgekehrten Sinne liegt eine analoge Situation vor in der Überlieferung der *Lais* der Marie de France.

Gustav Ineichen

\*



*L'humanisme médiéval dans les littératures romanes du XII<sup>e</sup> au XIV<sup>e</sup> siècle.* Colloque organisé par le Centre de Philologie et de Littératures romanes de l'Université de Strasbourg du 29 janvier au 2 février 1962, actes publiés par ANTHIME FOURRIER, Paris 1964, 264 p.

Im Vorwort erinnert Fourrier als an einen Vorläufer des Straßburger Kolloquiums an den Zyklus von vier Vorträgen, die 1943 an der «Faculté des Lettres» von Montpellier gehalten und unter dem Titel *Quelques Aspects de l'Humanisme médiéval* veröffentlicht worden sind (Paris 1943). Während jedoch der Herausgeber dieses Bandes, A. Fliche, den mittelalterlichen Humanismus als «préface de la Renaissance» verstand, hält Fourrier die Frage nach dem Verhältnis des mittelalterlichen Humanismus zur Renaissance anscheinend für *négligeable*; denn seine Unterscheidung zwischen einem Humanismus im engeren Sinne (*la connaissance des auteurs antiques*) und in weiterem Sinne (*esprit; désir d'imiter les «auctores»; stimulant de la réflexion philosophique*) bezieht er auf die französische Literatur vom 12. bis zum 17. Jahrhundert.

Das bedeutet eine Relativierung des Renaissance-Humanismus, wie sie seit jeher in Frankreich beliebt ist (E. Gilson, J. Boulenger, P. Renucci), womit die Grenze zwischen Mittelalter und Renaissance verwischt wird. Angesichts einer solchen Aufweichung der für eine Verständigung über die Vergangenheit notwendigen Periodisierungsbegriffe zeigt sich, wie berechtigt die grundsätzlichen Bedenken gegen die Verwendung des Begriffs «mittelalterlicher Humanismus» sind. Sofern man jedoch diese Bedenken zurückstellt und den im wissenschaftlichen Sprachgebrauch weitgehend eingebürgerten Begriff akzeptiert, ist es unerläßlich, zwischen dem Humanismus des Mittelalters und dem der Renaissance zu unterscheiden<sup>1</sup>. Diesen Unterschied erneut deutlich gemacht zu haben, ist gerade das Verdienst des Straßburger Kolloquiums.

Da dem Mittelalter das Bewußtsein für die zeitliche Distanz zur Antike fehlte und damit auch die Vorstellung von der Antike als einer in sich abgeschlossenen Epoche, beutete man unbefangen die Antike als Fundgrube aus für philosophische und wissenschaftliche Erkenntnisse wie für künstlerische und literarische Themen, Motive und Formen. Eine Reihe instruktiver Beispiele dafür analysiert Jean Frappier in seinen Bemerkungen über die Schilderung des antiken Lebens und der antiken Helden in den pseudo-antiken Romanen und Prosadarstellungen von Themen aus der alten Geschichte (p. 13–51). Die anachronistische Haltung der mittelalterlichen Autoren gegenüber ihren antiken Stoffen offenbart jene Inkongruenz von Inhalt und Form, die nach E. Panofsky die Rezeption der Antike in der mittelalterlichen Kunst charakterisiert. Die antiken Helden treten uns in mittelalterlichem Gewand entgegen. Mit Recht deutet Frappier dieses Phänomen positiv als Ausdruck der in der mittelalterlichen Literatur lebendigen schöpferischen Kräfte. Grundsätzlich zu dem gleichen Ergebnis gelangt Omer Jodogne in seiner Studie über *Le caractère des œuvres «antiques» dans la littérature française du XII<sup>e</sup> et du XIII<sup>e</sup> siècle* (p. 55–83). Auf Grund einer Gegenüberstellung der Romanliteratur mit den *Fel des Romains* weist er nach, wie weit Romancier und Historiker ähnlichen Prinzipien bei der Anpassung, bzw. Umformung der antiken Quellen gefolgt sind.

Wie sich dieser Umbildungsprozeß im Bereich der Mythologie auswirkt, zeigt Erich

<sup>1</sup> Vgl. A. Buck, *Gab es einen Humanismus im Mittelalter?*, *RF* 75 (1963), 213–239.

Koehler an der Funktion des Narziß-Mythos im ersten Teil des *Roman de la Rose* (p. 147–164): Aus der antiken «fons mortis» wird in der verklärten Welt höfischen Rittertums eine «fons vitae». Der *Roman de la Rose* gehört zu den bedeutendsten Zeugnissen der allegorischen Literatur in der Volkssprache, deren Umwandlung zwischen 1180 und 1240 Hans Robert Jauss untersucht hat (p. 107–144). Abgesehen von ihrer Bedeutung für die Theorie der Allegorie im Mittelalter sind Jauss' Ausführungen hinsichtlich des Nachlebens antiker Elemente im Mittelalter insofern relevant, als sie den Einfluß des «lateinischen Mittelalters» auf die weltliche allegorische Dichtung zugunsten der aus der Bibelexegese hervorgegangenen religiösen allegorischen Dichtung ganz erheblich einschränken, und das für eine Zeit, die noch zum Teil in die sogenannte «Renaissance des 12. Jahrhunderts» fällt.

Die Eigenart des mittelalterlichen Humanismus veranschaulichen vielleicht am besten die Übersetzungen antiker Autoren; denn an ihnen läßt sich der Vergleich mit den entsprechenden Leistungen des Renaissance-Humanismus am ehesten objektivieren. Was Jacques Monfrin im allgemeinen über mittelalterliche Übersetzungen und ihr Publikum (p. 217–262) und Jean Rychner im besonderen über Bersuires Livius-Übersetzung (p. 167–192) aussagen, stimmt im großen ganzen mit der Feststellung überein, die seinerzeit Gaston Paris in bezug auf mittelalterliche französische Übersetzungen aus dem Lateinischen getroffen hat: «On ne cherchait pas dans les auteurs antiques la beauté de la forme: on ne la comprenait pas. On leur demandait surtout des préceptes utiles de politique, de morale, de stratégie.» Daher scheute man sich auch nicht, den antiken Text nach Belieben abzuändern oder gar aus anderen Quellen zu ergänzen. Selbst Bersuire, der sich mehr als andere um eine wortgetreue Übersetzung bemühte, «ne réussit pas encore à donner l'équivalent de l'œuvre antique dans une langue moderne» (p. 187). In dieser Hinsicht sind die italienischen Übersetzer (und in ihrer Nachfolge die spanischen) den französischen weit voraus. Vom 14. Jahrhundert an entstehen in Italien Übersetzungen, die bereits als humanistische, d. h. den Originaltext in Inhalt und Form respektierende Übersetzungen angesprochen werden können.

Aus dem Selbstverständnis des französischen Dichters im Hochmittelalter ergibt sich, daß die mittelalterliche Einstellung zur Dichtung auch dort, wo sie sich gewisser der antiken Tradition entstammender Vorstellungen bedient, sich wesentlich von dem dichterischen Selbstverständnis der Renaissance unterscheidet. Den Nachweis erbringt Omer Jodogne (p. 87–104), indem er an drei Exkurse von Ernst Robert Curtius aus dem Anhang zu *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter* anknüpft (*Der göttliche Wahnsinn des Dichters; Dichtung als Verewigung; Dichtung als Unterhaltung*). Obwohl – wie schon bekannt – sich vom 11. Jahrhundert an ein Wachsen des dichterischen Selbstbewußtseins in der französischen Literatur und auch anderswo konstatieren läßt, wagt doch ein Benoît de Sainte-Maure, so stolz er auch auf seine Leistung ist, nicht zu behaupten, daß sein Werk ihn überleben wird (p. 89). Autoren wie Grace Brulé und der Châtelain de Couci sprechen weder von sich selbst, noch von ihrem Schaffen oder ihrem Publikum (p. 99). Vergleicht man damit das leidenschaftliche Ruhmverlangen der Renaissance-Dichter, ihr Bedürfnis, die eigene Person in den Vordergrund zu rücken, so wird man sich des Abstandes bewußt, der die beiden Zeitalter trennt.

Ungeachtet dieses ideellen Abstandes sind Mittelalter und Renaissance kraft der historischen Kontinuität durch zahlreiche Beziehungen miteinander verbunden. Ihrer Erhellung gelten zwei Beiträge von Giuseppe Billanovich über die Zusammenhänge

zwischen den mittelalterlichen und den humanistischen Bibliotheken, insbesondere der Bibliothek Petrarca (p. 195–213). Die entscheidende Bedeutung, welche den Bibliotheken für das Aufkommen des Frühhumanismus in Oberitalien und für den Bildungsgang Petrarca und Boccaccios zukommt, ist gerade von der jüngsten Forschung und hier vor allem von Billanovich hervorgehoben worden. Die wichtigsten unter diesen Bibliotheken sind die französischen, deren teilweise noch aus dem 9. Jahrhundert stammende Schätze von den italienischen Humanisten gehoben werden. Dabei interessieren einen Petrarca bezeichnenderweise lediglich die klassischen Autoren und die Kirchenväter, wohingegen er für die lateinischen Autoren des Mittelalters nur Verachtung übrig hat. Der «fondateur de l'humanisme» (p. 202) zieht eine klare Trennungslinie zwischen dem Fortleben der Antike im Mittelalter und ihrer Wiederbelebung in der Renaissance. Nur wenn man sich dieser Trennungslinie bewußt ist, wird man die Eigenart des mittelalterlichen Humanismus erfassen und seinen schöpferischen Leistungen gerecht werden.

August Buck

\*

JEAN RENSON, *Les dénominations du visage en français et dans les autres langues romanes; étude sémantique et onomasiologique*, 2 vol., Paris 1962 (*Bibliothèque de la Faculté de Philosophie et Lettres de l'Université de Liège 162*), 738 p.

Die im Laufe einer dreizehnjährigen Beschäftigung mit dem Thema entstandene, vor allem in deskriptiver Hinsicht monumentale Arbeit konzentriert sich auf eine erschöpfende Behandlung der galloromanischen – literarischen und dialektalen – Bezeichnungsgeschichte. Überblicksmäßig werden einleitend die lateinischen (p. 76–101) und im 5. Abschnitt (p. 601–652) die gesamtromanischen bzw. nichtgalloromanischen Verhältnisse betrachtet. Die semasiologische Untersuchung der verschiedenen französischen Bezeichnungen stützt sich auf 523 Texte (je an die 2 Millionen Vers- und Prosazeilen) und kann in der Breite der Dokumentation auch ein detailliertes diachronisches Bild der jeweiligen Gebrauchsfrequenz, auch im Vergleich zwischen Vers und Prosa bzw. den einzelnen Gattungen, geben, ein Bild, das durch mehrere Statistiken und Skizzen bereichert ist. Ausführliche Berücksichtigung finden auch die jeweiligen Ableitungen und festen Wendungen.

Die einzelnen Worttypen werden in der chronologischen Reihenfolge ihres Auftretens behandelt (cf. p. 17), wobei allerdings das bereits im Alexiusleben belegte *vis* (p. 142ss.) vor *chiere* (p. 105ss., seit Roland) zu stehen kommen müßte. Das rein zahlenmäßig in den mittelalterlichen literarischen Texten vorherrschende *vis* kann der Verfasser als fast ausschließlich poetischen Ausdruck nachweisen (p. 145), an dessen Frequenz die epische Formelhaftigkeit ganz wesentlichen Anteil hat (p. 146s.). Im semantischen Verhältnis zu *visage* wird die morphologisch naheliegende Kollektivnuance der Ableitung auch in den ältesten Verwendungen (Roland) entschieden in Abrede gestellt (p. 162s.). Gewiß ergibt sich der Kollektivgehalt aus keiner der angeführten Stellen zwingend; man wird ihn aber ebensowenig immer mit Sicherheit ausschließen können.

Die in ihrer Vielfalt besonders interessante Geschichte von *face* (p. 226ss.) zeigt einen wesentlichen, von Renson stark hervorgehobenen Einfluß der biblischen Texte: «C'est le clergé, dépositaire officiel du Livre et de son trésor lexical et sémantique, qui introduit *face* en français, grâce aux traductions du Psautier, et qui lui garde la valeur



particulière qu'il avait dans la langue de saint Jérôme. C'est cet emploi noble, solennel, dans un texte sacré et intangible, qui, finalement, sauvera *face* de l'oubli, au moins en français» (p. 662). Für die Ächtung der Form im 17. Jahrhundert, die zu einer dauernden Schwächung führte, macht der Verfasser gegenüber Brunot («probablement Malherbe») die präziösen Kreise verantwortlich (p. 255). Überzeugend ist die Erklärung der Bedeutung *façon* 'Gesicht' vom Einfluß von *face* und den metrischen Bedürfnissen bzw. der Formelhaftigkeit her (p. 340s.).

Die durchgehend befolgte Beschränkung auf die semantisch wirklich eindeutigen Fälle läßt den Verfasser bezüglich der Form *figure* die moderne Bedeutung 'visage' für alle Belege vor dem 18. Jahrhundert ausschließen. Ebenso werden im Kapitel «Mots divers» die Bedeutungen *contenance* 'visage' und *semblant* 'visage' als nicht hinreichend gesichert erwiesen, während der Verfasser andererseits die Reihe der Bezeichnungen um das bisher nirgends verzeichnete *visier* bereichern kann.

Anschließend an die schriftfranzösischen Bezeichnungen kommen vorwiegend in deskriptiver Manier, aber mit minutiöser Sorgfalt zur Besprechung: die «termes argotiques et familiers» in einer Liste von 66 Formen (p. 445ss.), die 28 okzitanischen Bezeichnungen (p. 489ss.) sowie die immense, etwa 70 etymologische Familien umfassende dialektale Vielfalt des galloromanischen Raumes (p. 531ss.), wobei Renson dem Belgoromanischen ein eigenes Kapitel widmet.

In der relativ recht gedrängten onomasiologischen Betrachtung (p. 659–686) kann der Verfasser auf Grund des eindrucksvoll umfassenden Belegmaterials ein weitestgehend exaktes zahlenmäßiges und graphisches Bild von der jeweiligen Frequenz der koexistierenden Bezeichnungen geben. Aus dem p. 671 gegebenen graphischen Vergleich zwischen epischem und höfischem Wortgebrauch ergeben sich als augenscheinlichste Faktoren das epische Überwiegen von *vis* und andererseits die beträchtliche Frequenzzunahme von *face* im höfischen Roman. Nicht hinreichend geprüft scheint uns die Frage nach der Funktion des synchronen Nebeneinanders einer Vielzahl von Bezeichnungsmöglichkeiten, insbesondere in den mittelalterlichen Texten. Die p. 672ss. aufgeworfene Frage «Synonymes?» (= bedeutungsgleich) wird auf Grund einiger Textstellen, die ein unmittelbares Nebeneinander zweier oder mehrerer Ausdrücke zeigen, entschieden bejaht: «Nous pensons, après des recherches approfondies, qu'aucune des dénominations du visage n'a un sens, une valeur qui lui soit propre et qui l'oppose aux autres. Si, en se fondant sur un exemple, on risque une interprétation nuancée de tel mot, aussitôt l'on constate qu'un autre écrivain l'emploie différemment» (p. 675). Wir glauben, daß diese Feststellung denn doch in irgendeine Beziehung zu der im allgemeinen in Abrede gestellten Synonymie gebracht werden müßte, etwa auf Grund der Scheidung zwischen *langue* und *parole*. Die Tatsache, daß bald eine nuancierte Interpretation möglich ist, bald eine «Gleichsetzung» vorzuliegen scheint, läßt in diesem Sinne mit mehr Wahrscheinlichkeit auf an sich vorhandene, in der *parole* des einzelnen Autors aber bisweilen – etwa aus formalen Erwägungen – aufgehobene Nuancen schließen.

Rensons Werk ist eine Fundgrube. Doch bei aller Bewunderung für den außerordentlichen Arbeitsaufwand meinen wir, daß eine größere Straffung in jeder Beziehung dem Werk nicht nur keinen Abbruch getan, sondern seine Überdimensioniertheit einerseits, seine Disproportioniertheit (493 Seiten über die französischen bzw. galloromanischen Bezeichnungen, 52 Seiten über die übrigen romanischen Bezeichnungen) andererseits überwunden hätte.

C. Th. G.



AURELIO RONCAGLIA, *La lingua dei trovatori. Profilo di grammatica storica del provenzale antico*, Roma 1965, 140 p.

Quest'agile volumetto, dal bel titolo e dall'elegante veste tipografica, è nato come una guida allo studio del provenzale e in particolare alla lettura dei trovatori nelle università. I meriti scientifici dell'autore, professore all'università di Roma, non hanno bisogno di essere richiamati qui; vorremmo invece ricordare che dalla scelta della *Chanson de Roland* (1ª ed. Modena 1940) fino alla recente antologia *Le più belle pagine delle letterature d'oc e d'oïl*, Milano 1961, il Roncaglia ha fornito anche un'eccellente serie di lavori ad uso delle università e, come si diceva una volta, delle persone colte. Per le sue doti di chiarezza e di sintesi, questa *Lingua dei trovatori* potrà servire molto bene agli studenti di Filologia romanza, anche se questa prima edizione avrà bisogno qua e là di alcune revisioni, e soprattutto di qualche completamento di un certo rilievo.

Agli *Additamenti bibliografici* che aprono il manualetto, seguono tre grossi capitoli. Nel primo, sulla *Natura e posizione del provenzale*, il Roncaglia traccia uno schizzo della storia della lingua d'oc, partendo dalla sua incerta preistoria fino all'età dei trovatori, al *Félibrige* e alla situazione odierna. Le ragioni di ordine storico e culturale e quelle propriamente linguistiche sono intrecciate abilmente assieme. Una felice innovazione, per un manuale di uso scolastico, consiste nell'aver introdotto la definizione del confine linguistico tra francese e provenzale mediante un fascio di isoglosse. Gli studenti si troveranno così avvicinati a un caso concreto di geografia linguistica; e questo è certo bene, anche se, bisogna dirlo, si tratta di un caso tutt'altro che semplice. Possibili punti di riferimento sono la vecchia ma ancora utile inchiesta di Tourtoulon e Brinquier, *Etude sur la limite géographique de la langue d'oc et d'oïl*, in *Extraits des Archives des missions scientifiques et littéraires*, 3<sup>e</sup> s., t. 3 (1876), e la *Grammaire istorique des parlers provençaux modernes*, Montpellier 1930-1941, del Ronjat, i cui risultati sono ancora accolti, con poche variazioni, da P. Bec in *La langue occitane*, Paris 1963 (per gli aspetti metodologici, importante è: W. von Wartburg, *Die Ausgliederung der romanischen Sprachräume*, Bern 1950). Ma bisogna dire che i fenomeni scelti dal Roncaglia come distintivi tra francese e provenzale, benché ridotti a sei (e tutti riferiti alla fonetica), rappresentano un elemento di maggior certezza dei 19 punti del Ronjat. È vero che per ottenere un quadro veramente articolato si dovrebbero tracciare isoglosse anche in base a fenomeni morfologici e sintattici (le isoglosse lessicali sono un elemento di molto minor sicurezza). Il Ronjat, a ragione, sottolineava che, distinguendosi dal francese, il provenzale può designare la persona senza il bisogno del pronome, ha libertà di formazione di parole e di derivati soprattutto diminutivi, dispone di una certa libertà anche nell'ordine delle parole, ecc. – ma tutte queste caratteristiche si trovavano anche nell'antico francese. La verità è che nessuna lingua romanza ha mostrato come il francese una così radicale tendenza a innovare dal Medioevo in qua. Chi lavorerà sul piano sincronico, verrà infatti con ogni probabilità a convalidare la previsione del Wartburg: «Au point de vue descriptif, les langues romanes se grouperont en trois familles, dont deux ne se composent chacune que d'un membre, le roumain et le français, tandis que la troisième comprend toutes les autres ...»<sup>1</sup>

<sup>1</sup> *L'articulation linguistique de la Romania*, negli atti del *Congreso internacional de lingüística románica* II/1, Barcelona 1955, p. 38. Le affermazioni più decise e originali

Ma a tener presente la storia linguistica, resta ben chiaro che nella fase antica, sotto l'aspetto morfologico-sintattico, nella flessione nominale (e anche, in parte, verbale), nell'uso facoltativo dei pronomi personali, nella relativa libertà nell'ordine delle parole, ecc., francese e provenzale erano ancora molto vicini. Restano costanti invece le discordanze fonetiche; cosicché lo schema del Roncaglia, limitandosi a queste, senza involgersi in una problematica che sarebbe nel manualetto fuori della giusta sede, segue un'ottima via. Ben articolato, e modernamente aggiornato, il sintetico panorama del franco-provenzale, del pittavino (per il quale il Roncaglia accetta i risultati del recente studio dell'Avallè su *Cultura e lingua francese delle origini nella «Passion» di Clermont-Ferrand*, Milano-Napoli 1962), del catalano e del guascone, cui segue una succinta presentazione delle varietà dialettali del provenzale.

Nel secondo capitolo, *Schemi riassuntivi di fonetica storica*, l'autore lascia per il vocalismo lo schema tradizionale, consistente nel seguire una dopo l'altra le vocali latine; adottando, come aveva già fatto il Crescini nel suo fortunato *Manuale*, un metodo più libero e sintetico, ha organizzato la materia con più originalità e in modo, ci sembra, didatticamente più funzionale. Anche per il consonantismo la semplice suddivisione in cinque sezioni, *Consonanti iniziali*, *Consonanti mediane*, *Nessi consonantici interni*, *Consonanti finali* e infine *Particolarità*, permette un'ottima e chiara distribuzione della materia.

Negli *Schemi riassuntivi di morfologia storica*, terzo capitolo del manuale, invece, oltre ad alcune carenze nella sezione dedicata ai pronomi e agli aggettivi, la sezione dedicata ai verbi, con la sua assenza di tavole riassuntive, sia per le coniugazioni cosiddette regolari sia per i verbi forti, risulta difficile alla consultazione e non favorisce una visione d'assieme dell'intero sistema verbale. Manca inoltre un capitolo dedicato alla sintassi. È vero che il limite tra morfologia e sintassi è più che fluttuante, ma nel manualetto alla morfologia sono assegnati i limiti più ristretti. Si verificano così dei veri e propri vuoti (oltre a quelli che citeremo più avanti, andava accennato all'ordine delle parole, alla legge Tobler-Mussafia, ecc.). Chiude un preciso *Indice delle voci provenzali*.

---

in proposito risalgono a A. ALONSO che ha scritto: «El francés ha desarrollado en su historia tantos y tan extraños caracteres específicos que se opone por sí solo a las otras lenguas occidentales (y aun a todas las románicas)»; e anche: «Por el origen común del sustrato, el provenzal se junta con el francés en oposición (con distinguos) a las otras lenguas romances; pero por la totalidad de su historia y por el conjunto de su constitución, el provenzal forma familia con el italiano, el catalán, el castellano y el portugués enfrente del francés ... Dentro de la Romania continua el francés resulta inagrupable» (*Estudios lingüísticos. Temas españoles*, Madrid 1951, p. 113 e 126).

Espresso nei termini di Trubeckoj e di Jakobson, ciò tornerebbe a dire che, al di là della parentela genetica, un'affinità linguistica, risultante da uno sviluppo parallelo, collega tra di loro le lingue romanze occidentali, che vengono così a formare un'associazione – ma ad esclusione del francese. Il francese forma però (per il contenuto lessicale comune e per i morfemi grammaticali) famiglia con il provenzale (cf. R. JAKOBSON, *Sur la théorie des affinités phonologiques entre les langues*, ora in *Selected Writings I*, 's-Gravenhage 1962, p. 234–46).

Ma naturalmente tali affermazioni, non ancora sostenute da dimostrazioni rigorose, non prospettano per ora che delle ipotesi, per suggestive che esse possano apparire.

Avanziamo qui una serie di osservazioni particolari. È superfluo ricordare che i pochi difetti che indicheremo non intaccano il valore del manualetto:

Gli asterischi per segnalare gli etimi non attestati sono stati normalmente tralasciati (salvo da p. 83 in poi, ma per ris comparire poco dopo). Oltre a correggere TÖTTI in \*TÖTTI (p. 51 e altrove), ARĎERE in \*ARDĎERE (p. 46), ecc., sarà bene segnalare esplicitamente come del *latino volgare* forme come PERĎEDI (che è attestata) per PERĎIDI (p. 52) per non trarre in confusione gli studenti. Bisognerà inoltre citare WARDON (come a p. 101) o \*WARDARE, NON WARDARE, come a p. 58.

Da p. 83 in poi vengono utilizzate le abbreviazioni: *n.* (= *nominativo*) e *a.* (= *accusativo*), per indicare le forme della declinazione bicasuale. Ma il secondo caso andrebbe naturalmente indicato con *o.* (= *obliquo*), come fanno il Crescini e lo Schultz-Gora. Così ci sembra opportuno abbandonare il latino anche per la trattazione dell'articolo: il Roncaglia, conforme alla derivazione, tratta l'*articolo determinato* nella sezione dedicata ai *pronomi* (p. 96), quello *indeterminato* tra gli *aggettivi numerali* (p. 90), mentre ci sembra che all'articolo andrebbe dedicata una sezione propria. Inoltre sarebbe stato opportuno un cenno sull'uso dell'articolo, cf. Schultz-Gora, § 162–169.

Nella categoria dei *pronomi dimostrativi* stanno in realtà dei pronomi-aggettivi, come pure nei *possessivi*: sarebbe stato bene accennarne, e anche dare qualche indicazione sul loro uso (p. es. dell'alternanza *lo mieus dans / mos dans*, Schultz-Gora, § 119, per non citare che un caso). Anche per gli *indefiniti* ci sarebbe stato da distinguere aggettivi-pronomi e pronomi. Parecchio ci sarebbe stato da dire sull'uso dei *pronomi personali* (Schultz-Gora, § 177–78). Ma naturalmente non va dimenticata l'esigenza di brevità del manualetto, e il suo impianto volutamente schematico<sup>2</sup>.

Un'ultima proposta riguarda non esclusivamente la grammatica del Roncaglia:

<sup>2</sup> Ecco ancora qualche osservazione di minore importanza:

a p. 50: il caso citato di *eu, ieu* < Ę(G)O, avrebbe bisogno di un breve commento, dato che Ę in iato è seguita da *o*, mentre l'evoluzione riguarda normalmente Ę e ð seguite da *i* o *u* in iato (vedi SCHULTZ-GORA, § 22).

p. 75: per *-is* invece di *-ist*, come desinenza della 2<sup>a</sup> sing. pf., andrebbe riportato un esempio o alla stessa pagina o alle p. 107–109.

p. 77: tra i casi di assimilazione andrebbero richiamati i fenomeni prima citati di *cosseil* < CONSILIUM e *donna* < DOMINA (p. 72), e riportato anche un caso come *assatz* < AD-SATIS (SCHULTZ-GORA, § 63). A proposito di *conseil* (p. 72), la mancata caduta della *-n-* andava spiegata con la persistenza di *con* sentito come prefisso. Analogamente si comporta *in*, cf. SCHULTZ-GORA, § 66.

p. 87: gli esiti del lat. FLOS, FLORIS sono femminili in tutta la Romania, salvo (e non del tutto) nel territorio italoico, mentre il Roncaglia parla di «territorio galloromanzo».

p. 99: *ren* 'niente' non è solo «espletivo della negazione» (basterà ricordare: *car res de tot cant hom dezira non poc conquere ni aver* [R. VIDAL DE BEZEDAU, *Castia-gilos*, in APPEL, *Chrest.*, no. 5, v. 68–69]; *non er d'amor ni de joven / ni de ren au* [GUILLEM DE PEITEUS, ed. JEANROY]); la formulazione è dunque parziale.

p. 100: *f*, per il «nuovo tipo di participio perfetto debole in *-utus*», bisognerebbe parlare piuttosto di estensione che di novità: il lat. ha *argutus, consutus, minutus, secutus*, ecc. ecc. (cf. C. H. GRANDGENT, *Introducción al latín vulgar*, Madrid 1963, § 438).

p. 112: andava segnalato l'uso dell'ausiliare di *esser* (SCHULTZ-GORA, § 153, ANGLADE, p. 317).



molti studi di questo genere si avvantaggerebbero dall'adozione d'una scrittura fonetica. Il Roncaglia, che ha dovuto richiamare più volte esempi di pronuncia italiana, o ricorrere a qualche pesantezza di terminologia linguistica, ne adotta infine una (a p. 79), certo non difficile, ma ad ogni modo non illustrata preventivamente. Era meglio darne un piccolo schema all'inizio, e attenersi poi per tutto il libro. Purtroppo non si dispone di un sistema di trascrizione universalmente accettato; la grafia dell'Associazione fonetica internazionale, che presenta effettivamente alcuni inconvenienti, non raccoglie sufficienti consensi. Ad ogni modo, l'adozione di un sistema qualsiasi, purché coerente, di scrittura fonetica, costituisce una guida insostituibile alla buona pronuncia; e ha inoltre il merito di rendere sensibile d'istinto lo studente alla convenzionalità di ogni grafia consacrata dalla tradizione, cioè all'esistenza d'un *codice grafico* ben distinto dal *codice orale*.

Lorenzo Renzi

\*

*Les plus anciennes chartes en langue française*, t. I<sup>er</sup>: *Problèmes généraux et recueil des pièces originales conservées aux Archives de l'Oise, 1241–1286*, publié par LOUIS CAROLUS-BARRÉ, Paris 1964, CXXII + 333 p. + 8 Tafeln.

Der erste Band einer hoffentlich langen Reihe! Er ist die erste Frucht des naturgemäß auf lange Sicht geplanten Unternehmens, die in einer nordfranzösischen Skripta verfaßten ältesten Originalurkunden, nach dem Vorbild, das Clovis Brunel für den okzitanischen Raum gegeben hat, diplomatisch, paläographisch und philologisch einwandfrei und so gut wie möglich lokalisiert zu publizieren. – Der Verfasser und Herausgeber hat als erstes die Archives de l'Oise in Angriff genommen und legt nun eine Sammlung von 202 Dokumenten (von denen etwa neun Zehntel zum erstenmal veröffentlicht werden) vor, und zwar aus der Zeitspanne von 1241, dem Datum des ältesten vulgärsprachlich redigierten Originals, das in diesem Archiv aufbewahrt wird, bis Ostern 1286.

Nach einer kurzen Darstellung der Quellen und der Regeln, die er bei der Präsentation der Texte befolgt hat (p. XVII–XXXIV), gelangt Carolus-Barré zu einer Einleitung «Problèmes de critique et de méthode (diplomatique, philologie, linguistique)», p. XXXVIIss., der künftig kein Romanist, der sich mit Urkundensprachen zu beschäftigen anschickt, mehr wird entraten können. Im diplomatischen Teil behandelt der Verfasser zunächst die Unterschiede zwischen «charte» und «lettre», alle die Verfasserschaft weltlicher und kirchlicher Instanzen betreffenden Probleme und zählt damit alle Möglichkeiten auf, nach denen Urkunden klassifiziert werden können. Dann befaßt er sich mit dem Text der Dokumente: inhaltlicher Aufbau, Formeln, Siegel, Zusätze, und gelangt zum Schluß: «Si la substitution du latin traditionnel par la langue vulgaire pût apparaître aux yeux de certains contemporains comme une véritable petite révolution, bouleversant des habitudes invétérées depuis des siècles: nous sommes réduits à le supposer. En tout cas cette 'novellette', qui se répandit tardivement en somme, et d'abord lentement, n'apporta en fait aucune modification à la structure même des chartes» (p. LXVII).

Es folgt ein besonders für den Sprachwissenschaftler wichtiger Abschnitt über die Lokalisierung der Urkunden, ein Problem, dessen Lösung um so kapitaler ist, als in den allermeisten Urkunden der Ort, an dem sie verfaßt wurden, nicht angegeben ist.



Carolus-Barré gibt fünfzehn außerlinguistische Kriterien, nach denen eine Lokalisierung ermittelt werden kann; natürlich wird es immer Fälle geben, in denen man damit nicht zum Ziele kommt. Die linguistische Lokalisierung lehnt er ab: «Tel document aura été écrit en Picardie parce qu'il contient des formes picardes ... tout comme l'opium fait dormir parce qu'il a une vertu dormitive!» (p. LXX). Gewiß wird man nicht aprioristisch das Vorhandensein von pikardischen Formen für eine Lokalisierung eines Dokumentes in der Pikardie als Axiom annehmen können, und selbstverständlich ist es gut, wenn der Sprachforscher auf möglichst gut lokalisierten Texten arbeiten kann, da damit die Zuverlässigkeit seiner Ermittlungen erheblich steigt, doch die Tatsache, daß eine Skripta in der Regel nicht die Mundart einer bestimmten Ortschaft, sondern einer mehr oder weniger großen Zone durchschimmern läßt, also ihrem Wesen nach regional und nicht lokal ist, läßt die Forderung nach möglichst genauer Lokalisierung – so es sich nicht um lexikalische Fragen handelt – doch als weniger zwingend erscheinen, als Carolus-Barré sie hinstellt. Im phonetisch-morphologischen Sektor weisen die Urkunden aus einem größeren zusammenhängenden Gebiet jeweils einen bemerkenswert ähnlichen Skriptahabitus auf, obwohl es Schreibgewohnheiten gibt, die über die Grenzen einer Region hinausgehen, wie wir dies weiter unten an einem Beispiel zeigen werden.

Wenn wir die von Carolus-Barré publizierten Dokumente analysieren, wobei wir nur diejenigen berücksichtigen, die auf dem Boden des heutigen Departements Oise geschrieben wurden, so ergibt sich, daß diejenigen aus dem Noyonnais, dem Vermandois und dem Beauvaisis eine im Gesamtbild «pikardische», diejenigen aus Soissons und dem Soissonnais, Compiègne, dem Valois, Senlis und dem Sellentois, Dammartin, dem Chambliois, dem Vexin français eine im Gesamtbild «französische» – französisch im Sinne von «parler de la région parisienne» – Skripta aufweisen<sup>1</sup>. Unterziehen wir zunächst letztere einer genaueren Prüfung, so ergibt sich eine relativ große Einheitlichkeit: einige entscheidende Merkmale der Skripta in phonetischer und morphologischer Hinsicht sind bei fast allen Dokumenten dieselben, das heißt, sie treten im wesentlichen eben in «französischer» Behandlung auf. Betrachten wir, indem wir die Familien- und Ortsnamen, deren Schreibweise bekanntlich oft archaisierend-dialektal ist, weglassen, die von Carolus-Barré eindeutig lokalisierten Urkunden<sup>2</sup> auf ihre hauptsächlichsten «Provinzialismen», in der Regel naturgemäß Pikardismen, hin, so ergibt sich uns folgendes Bild:

1) Reduktion von *-iee* > *-ie*:

Soissons und Soissonnais: *-iee*. Compiègne: *-iee*; Valois: 5 *-iee*, 3 *-ie*. Senlis und Sellentois: *-iee* (*Chauscie* nur als ON).

<sup>1</sup> Es bestätigt sich demnach voll und ganz das Kartenbild, das ich auf Grund meiner Urkundenanalysen in meiner von Carolus-Barré in *R 73*, 109–118, so scharf kritisierten *Petite Grammaire de l'ancien picard* auf p. 127 skizziert habe.

<sup>2</sup> Soissons und Soissonnais = 3 Urk. (Nrn. 15, 21, 86); Compiègne = 1 Urk. (Nr. 55); Valois = 22 Urk. (Nrn. 22, 48, 52, 57, 58, 81, 92, 103, 107, 108, 109, 111, 120, 124, 128, 134, 143, 145, 151, 184, 193, 199); Senlis und Sellentois = 20 Urk. (Nrn. 102, 129, 133, 142, 153, 154, 167, 169, 170, 171, 175, 178, 181, 192, 37, 141, 152, 161, 173); Dammartin = 2 Urk. (Nrn. 42, 60); Chambliois = 3 Urk. (Nrn. 41, 84, 188); Vexin français = 2 Urk. (Nrn. 118, 186).

NB. Die Zahl vor der Belegform bezeichnet die Anzahl der Urkunden, in denen sie vorkommt. Die gelegentlich nach der Form genannte Zahl ist die Nummer der Urkunde.

2) Reduktion von *ieu* > *iu*:

Soissons und Soissonnais: *liu*. Compiègne: *tonliu*. Valois: immer *Dieu*, aber *Mahiu*; *mieus*; 7 *liu(s)* – 2 *lieu*, *liu* und *lieu* 81, *Liu Restoré* ON aber *lieus* 48, *Liu Restoré* 124, 145, *Lieu Restoré* 193. Senlis und Sellentois: *Dieu*; 2 *Andrieu*, 2 *Bertremiu*, 1 *Mahiu* und *Mahieu*, 2 *liu* – 5 *lieu(s)*, *liex* (ON *Liu Restoré* 175, *Lieu Restoré* 167). Chamblois: *Dieu*. Vexin fr.: *Dieu*; *Mahiu(s)*, *Andru*; 1 *liu* – 1 *lieus*.

3) *il* + *s*:

Soissons und Soissonnais: *fiuz*, aber *cis*. Valois: 5 *fiuz*, *-s*, *fix*, *cius*. Senlis und Sellentois: *fiuz*.

4) *-rvu* (+ *s*):

Compiègne: *baglif* 55. Valois: 1 *baillius* – 2 *baillis*; *ru* < *rivu*. Senlis und Sellentois: 1 *balliuz*, 1 *balliuf*, 1 *baillieu* – 6 *baillis*.

5) *r* + *n* + *w*:

überall und immer *-in-* (*cinc*, *cinquante*; *vint* p.s. 3. P.).

6) *c<sup>a</sup>*:

Soissons und Soissonnais, Compiègne: immer nach franz. Manier. Valois: nur in Nr. 92 findet sich ein Beleg *oquoson*. Senlis und Sellentois, Dammartin, Chamblois, Vexin fr.: immer nach franz. Manier.

7) *c<sup>l, e</sup>* usw.:

Soissons und Soissonnais, Compiègne, Valois, Dammartin, Vexin fr.: immer nach französischer Manier. Senlis und Sellentois: *recheu*, sonst *c* 167, 169, 170; *redevanche*, *chens*, sonst *c* 142; *che*, sonst *c* 37; *Franche*, sonst *c* 181; in allen übrigen Urkunden nach französischer Manier. Chamblois: *chaus* (< *ECCE-ILLOS*), *ches* neben *ces* 84, in den beiden andern Urkunden nach franz. Manier.

8) *-ATICU*:

Soissons und Soissonnais: *-aige*. Compiègne: *-age*. Valois: 8 *-age*, 2 *-aige*; *damache* 103, *aache* 143, *domaches* neben *-age* 184. Senlis und Sellentois: 10 *-age*; *demache* 129, *tesmougnaiche* neben *heritaiges* 178. Chamblois: *-age*.

9) germ. *w-*:

Soissons und Soissonnais, Compiègne, Valois, Dammartin, Chamblois, Vexin fr.: *g(u)-*. Senlis und Sellentois: 11 *g-*; *wast*, *wagest*, aber *Guillaume* 153.

10) *-ABILE*, *-IBILE*:

überall *-able*, *-ible*. Valois 12 *-able*, *-ible*; *pasublement* 124, 145, *connestable* 145.

## 11) Gleitkonsonanten:

Soissons und Soissonnais: *venrrai* 15 – *voderioient* 21 (mit svarabhaktischem *e*). Valois: *n'r*: *tenront* 22, *tenroient*, *manra*, *convenra* 111, *revenrons* 124 – *vindrent* 151, *vindrent*, *tindrent* 199; *l'r*: *vourroient* 184; *s'r*: *premmistrent* 143, *promistrent* 151, 199; *m'l*: *ensamble* 151, 199. Senlis und Sellentois: *n'r*: *venrons* 102, *tenront* aber *vintrent* 129, *vendra* 133, *venront*, aber *vindrent*, *tindrent* 178, *vendredi* 192; *l'r*: *vourroit*, *vourent* 175, *vourront* 178 – *defaudroit*, *voudront* 133; *s'r*: *souzmidrent* 175, *promistrent* 178; *m'l*: *ensamble* 175.

## 12) Fem. Artikel, fem. Objektspronomen, fem. Possessivadjektiv:

überall *la* beziehungsweise *ma* usw., nur in Nr. 37 (Valois) kommt einmal *le* (Art.) gegenüber 8mal *la* vor.

## 13) Mask. Possessivadjektiv:

überall *mon* usw., nur in Nr. 48 (Sellentois) finden wir *men*.

14) Demonstrativpronomen *ECCE-ILLOS*:

Soissons und Soissonnais: *caus* 15, *ceaus*, *-z* 21 – *ceus* 86. Compiègne: *ceus*. Valois:

*ciaux* 151, *ceaus* 143, 181, sonst 14 *ceus*. Senlis und Sellentois, Dammartin, Vexin fr.: *ceus*. Chamblinois: *ciaus* 41, *chaus* 84 – *ceus* 188.

15) Personalpronomen ILLOS:

Compiègne: *eus*. Valois *aus* 151 – 3 *eu(l)s*, *aus* neben *eus* 108, 184, 199. Senlis und Sellentois: *aus* 142 – 5 *eu(l)s*. Vexin fr.: *aus* 118.

Von den besprochenen Merkmalen sind nur in Zif. 2, 3 und 11 die «nichtfranzösischen» Formen vorherrschend.

Vergleichen wir nun die Form der gleichen Merkmale, wie sie sich in den Urkunden des nördlichen Teils der Oise darbietet<sup>3</sup>, so sehen wir, daß hier durchaus «pikardische» Verhältnisse herrschen:

1) Reduktion von *-iee* > *-ie*:

Noyon, Noyonnais, Vermandois: immer *-ie*. Beauvais(is): 8 *-ie* – 3 *-iee*.

2) Reduktion von *ieu* > *iu*:

Noyon(nais), Vermandois: 1 *Diu* – 5 *Dieu*, 8 *Mahiu(s)* – 2 *Mahieu(s)*, 3 *Bertremiu*, 14 *Bertremil(l)* – 1 *Bertremieu*; 1 *mix* – 1 *mieus*; 7 *liu(s)* – 7 *lieu(s)*. Beauvais(is): 2 *Dieu*, *Diex*, 2 *Mahiu(s)* – 1 *Maiheu*, 2 *Bertremiu*, 1 *Bertremil*; *miex*; *tonle(u)* 66; 3 *liu* – 11 *lieu(s)*, *liex*.

3) *il* + *s*:

Noyon(nais), Vermandois: 10 *fius*, *fix* – 1 *flex*, 8 *chius* – 3 *chieus*, *ciex*; *chis* 155. Beauvais(is): 5 *fius*, *fix* – 1 *fiouz*; *chieus*; *li Goupix* PN.

4) *-ivv* (+ *s*):

Noyon(nais), Vermandois: *bailliu*. Beauvais(is): 1 *baillieu* – *baillis*.

5) *i* + *n* + *w*:

Noyon(nais), Vermandois: 10 *c(h)iunc*, 1 *cienk* – 1 *chine*, 6 *c(h)i(e)unquante* – 1 *cynquante*; *vinrent*, *tinrent* 139. Beauvais(is): 2 *chieunc*, 2 *ch(i)unquante* – 1 *cinquante*; *tinrent* 176.

6) *c<sup>a</sup>*:

	Noyon(nais), Vermandois:	Beauvais(is):
Mehrheitlich Graphie <i>k</i> - Pik. und franz. Graphie nebeneinander:	1 Urk.	16 Urk.
Nur franz. Graphie:	21	19
7) <i>c<sup>h</sup></i> , <i>e</i> usw.:	17	18
Nur oder mehrheitlich pik. Graphie	30 Urk.	41 Urk.
Pik. und franz. Graphie nebeneinander:	7	6
Nur franz. Graphie:	4	8

8) *-ATICU*:

Noyon(nais), Vermandois: 11 *-age*, 4 *-aige*, beide in 2 Urk. Beauvais(is): 15 *-age*, 2 *-age* und *-aje*, 2 *-aige*.

<sup>3</sup> Noyon und Noyonnais und Vermandois: Nrn. 31, 62, 64, 74, 82, 104, 140, 146, 147, 166, 8, 14, 16, 28, 38, 56, 71, 72, 75, 76, 79, 88, 106, 115, 125, 30, 49, 50, 54, 63, 69, 70, 73, 94, 105, 117, 130, 139, 155, 157, 201 = 41 Urkunden. – Beauvais und Beauvaisis: Nrn. 1, 4, 5, 7, 10, 11, 12, 13, 17, 18, 27, 29, 32, 33, 36, 43, 44, 47, 51, 61, 66, 67, 78, 89, 91, 93, 95, 96, 97, 98, 99, 101, 110, 112, 113, 114, 116, 127, 132, 135, 137, 138, 148, 156, 158, 159, 168, 176, 177, 182, 189, 190, 191, 197, 198, 202 = 56 Urkunden.



## 9) Germ. w-:

Noyon(nais), Vermandois: 17 *w-*, 1 *gu-*, beide in 2 Urk. Beauvais(is): 16 *w-*, 9 *g(u)-*, beide in 2 Urk.

## 10) -ABILE, -IBILE:

Noyon(nais), Vermandois: 10 *-aule* – 9 *-able*, *-ible*, beide nebeneinander in 3 Urk., *amiables*, *pasiulement* 146. Beauvais(is): 15 *-aule* – 22 *-able*, *estauble(s)* 4, 110, *wagnales*, *pardurallement* 18; mit offensichtlicher Suffixverwechslung *hereditament* 127, *iretelment* 99. Verschiedene Typen nebeneinander kommen vor in: *pardurallement*, *wagnalles*, *estaule* 17, *estauble*, *-i*, *wagnaules* 44, *estaubli*, *estable* 159, *araule*, *estable* 202, *pasiulement*, *estable* 198.

## 11) Gleitkonsonanten:

	Noyon(nais), Vermandois:	Beauvais(is):
<i>n'r</i> :	fehlt immer	fehlt immer, außer <i>tendront</i> 66
<i>l'r</i> :	fehlt immer	fehlt immer, außer <i>soudre</i> , <i>voudront</i> 101
<i>s'r</i> :	<i>premisent</i> 139	<i>mirent</i> , <i>promistrent</i> 176
<i>m'l</i> :	<i>ensamble</i> 104, 76, 125	<i>ensamble</i> 47, 137

## 12) Fem. Artikel usw.:

nur <i>le</i> (gelegentlich <i>li</i> im Nom. Art.):	29 Urk.	35 Urk. (nie <i>li</i> )
<i>le</i> und <i>la</i> nebeneinander:	8	12
nur <i>la</i> :	3	7
nur <i>me</i> usw.:	15	20
<i>me</i> und <i>ma</i> usw. nebeneinander:	3	6
nur <i>ma</i> usw.:	6	10

## 13) Mask. Possessivadjektiv:

nur <i>men</i> usw.:	14 Urk.	13 Urk.
<i>men</i> und <i>mon</i> nebeneinander:	14	15
nur <i>mon</i> usw.:	8	22

## 14) Demonstrativpronomen ECCE-ILLOS:

Noyon(nais), Vermandois: 36 *chiaux* oder *chaus*, 1 *ceaus*, 4 *ciaus*; der franz. Typus kommt nie vor. Beauvais(is): 46 *chiaux* oder *chaus* beziehungsweise *chiaux*, 4 *c(h)eous*, beide Typen in 3 Urk.; 3 *ceus* beziehungsweise *cex*; *ces* 66, 91.

## 15) Personalpronomen ILLOS:

Noyon(nais), Vermandois: 3 *iaus*, 2 *aus*; der franz. Typus kommt nie vor. Beauvais(is): 3 *aus* – 1 *eus*, beide in einer Urk.

Man sieht, daß die Dokumente aus dem Beauvaisis, wie auch nicht anders zu erwarten ist, mehr «unpikardische» Formen aufweisen als die aus dem Noyonnais; immerhin besitzt diese Skripta schon auf Grund der wenigen in Betracht gezogenen Merkmale einen durchaus «pikardischen» Gesamthabitus. Von der Skripta aus gesehen, stellen wir die Zweiteilung des Territoriums des heutigen Departements Oise fest, die wir auf Grund unserer dialektologischen Kenntnisse zu erwarten haben<sup>4</sup>, was besagt, daß in diesem Gebiet zwei große Schreibtraditionen aufeinanderstießen, die sich wechselseitig beeinflussten. Abgesehen von Einzelheiten und mehr sporadisch

<sup>4</sup> Cf. die von mir erstellte Karte in *Orbis* 8 (1959), 501.

auffretenden Spezialitäten einzelner Schreiber, ergibt sich klar das «überlokale» Wesen der Skripta.

Auf p. LXXXIII–CVII nimmt Carolus-Barré in umsichtigster Weise die Lokalisierung der 202 Urkunden vor, auf die wir uns im Vorstehenden gestützt haben. Neben nicht genau lokalisierbaren Urkunden sind folgende sowohl außerhalb des Gebietes der Oise als auch dessen der Pikardie verfaßt worden: Nr. 179 in Rouen, Nrn. 6, 65, 162, 174 in Paris oder dessen Umgebung, Nr. 87 in Lüttich oder im Hutois.

P. CVIII–CXII folgen einige Bemerkungen zur Skripta. In Ergänzung zu der weiter oben gegebenen Übersicht seien daraus erwähnt: das Auftreten der Graphie *ai* (= *oi*) in einigen Dokumenten des Sellentois und Valois und, vor allem, die eigenartige Mode, das mouillierte *l*, in erster Linie im Auslaut, mit *gl*, *lg*, *ilg*, *lgl* wiederzugeben, ganz offensichtlich nach dem Vorbild der Graphien für mouilliertes *n* (*gn*, *ng*, *ing*, *ngn*). Diese Erscheinung ist so interessant, daß sie eine eingehendere Untersuchung verdient. Nachstehend – mit einigen Ergänzungen – die Graphien für mouilliertes *l*, die sich aus den vorliegenden Dokumenten ergeben, geographisch geordnet:

1) Nichtpikardischer Teil:

Soissonnais oder Valois: *welg*, *avrilg* 35. Compiègne: *maagles*, *baglif* 55. Valois: *conseilg* 199, *vuel*, *avril* 120, *vulelg* (sic), *baiglie* 143, *voil* 52, *consel* 92, *avril* 107, *Coilgloles*, *Coilloles* (= ON Coyolles), *vueil* 193, *Nantheulg* 22, *Auteulg*, *filg* 81, *Nantuel* 134. Senlis und Sellentois: *Denise le Vielg*, *Juliane la Vielgle*, *avril* 169, *avril* 170, *Blanc Mesnilg* 178, *courtulg*, *Trou dou Rooulg* 153, *courtiglet* 154, *voil*, *conseil* 37, *veuilg*, *Courteuilg* 141. Sellentois oder Beauvaisis: *vueil* 131, *welg*, *fillie* 119, *vuegl* 194. Gegend von Dammartin: *Vinueilg*, *cortulg* 42, *veil* 60, *vuelg* 53, *Mesnilg* 160, *Mesnilg*, *filg*, *wegle* (= *veuille*) 164, *Mesnigl*, *wegl* 165, *Menigl*, *veil* 34. Chamblinois: *vuel* 41, *weilg* 188, *conseil* 84. Vexin français: *woil*, *weilg*, *vueilg* 186; Vexin normand: *weil* 123, *conseil* 144.

Zu dieser Liste wäre noch zu ergänzen: Senlis 1340/41: *conseilg*, *Creeilg*, *filg*, *Mailg*<sup>5</sup>; 1306: *Crelg* (= ON Creil)<sup>6</sup>. Pontoise 1283: *absoilg*; 1310: *courtulg*<sup>7</sup>; 1317: *courtulg*; 1318: *Pierre de Xantuelg*<sup>8</sup>.

2) Pikardischer Teil:

Noyon(nais), Vermandois: *voeil*, *Morueill* 82, *wel*, *jule* (JULIU) 140, *conseill* 147, *wel*, *avrill* 62, *Pontruel*, *consell*, *avrill* 63, *well*, *avrill* 64, *Brueill*, *jueill* 68, *Brueill*, *juill*, *vuel*, *vuell* 69, *juill* 70, *vel* 14, *wielg* 28, *wiel* 38, *Bruell*, *juill* 71, *juil* 72, *consell* 75, *Bruel*, *Brueil* 88, *avrilg* 106, *courtill*, *avrill* 130, *vuel* 94, *Moruel* 59, *weilg* 3 (unsichere Lokalisierung), *Bruel* 73, *Crapaumaisnill* 201, *conseil* 117, *avril* 105, *cortil* 139.

In den von mir untersuchten Urkunden von Saint-Quentin<sup>9</sup> ist mir die Graphie mit *-g* nie begegnet; zwar wird mouilliertes *n* im Wortauslaut meist als *ng* geschrieben

<sup>5</sup> Cf. R 21, 627; aus *L'assise du baillage de Senlis en 1340 et 1341*, p. p. E. DE ROZIÈRE, Paris 1892.

<sup>6</sup> L. CAROLUS-BARRÉ, *Les assises de la commune de Senlis 1306*, Bull. phil. et hist. du Comité des travaux hist. et scientif. 2 (1960), 723–772.

<sup>7</sup> *Cartulaire de l'Hôtel-Dieu de Pontoise*, p. p. J. DEPOIN, Pontoise 1886, Nrn. 96 und 158.

<sup>8</sup> *Cartulaire des Cordeliers de Pontoise (1252–1588)*, p. p. L. PAHIN, Pontoise 1924, Nrn. 15 und 16.

<sup>9</sup> *Archives anciennes de la ville de Saint-Quentin*, p. p. E. LEMAIRE, 2 vol., Saint-Quentin 1888 und 1910.

(zum Beispiel *temong*, *pung* < PUGNU, *jung*), das mouillierte *l* in derselben Stellung jedoch entweder als *-il*, *-ill* oder seltener *-ll*, *-l*. – Cf. auch *Coll. Picardie*, t. 295, N. D. Soissons 95, Ham 1296: *voeil*, *courtillet*; *ibid.*, t. 302, Noyon 14, 1320: *courtill*, *mill*. Im Vermandois wie im Noyonnais scheint diese Graphie demnach nicht heimisch zu sein.

Beauvais(is): *well* 5, *veil*, *Breteul*, *Bretuel* 10, *vuel*, *jul* 11, *vuel*, *juil* 12, *Bretuell* 13, *vuel* 18, *vuel* 27, *Brethuel* 29, *Bretuel* 33, *jul* 36, *voil*, *avril* 66, *Balluel* 67, *wel*, *avril* 91, *Brethuel* 95, 97, 98, 99, *weilg* 113, *Brethuel* 114, *weil* 116, *wel*, *consel* 127, *vuel* 135, *avril* 137, 138, *Berthuel* 148, *wuel* 156, *Bonnueil*, *Breteuil* 158, *Vendeulg*, *julplet* 159, *veulg*, *bailg* 168, *weil*, *courtill* 176, *weilg*, *avrilg* 177, *desparenglier* (für *despareillier*; der Schreiber notiert auch *monsengneur*, *tesmoingnaige*), *wel* 189, *Vendeul*, *Bretheul* 197, *veul*, *Vendeul*, *Bretheul* 198, *veul*, *Bretheul*, *Bouneul* 202.

Ergänzend für Beauvais<sup>10</sup>: Ende 13. Jahrhundert *Rueilg* (in den anderen Dokumenten *Rueil*, *Rueel*, *Ruiul* = Reuil-sur-Brèche, arr. de Clermont, canton de Froissy, Oise), 1349 *avrilg*, 1365 *perilg*, *filg*, *avrilg*, *Brueulg le Sec*, 1366 *du Mesnilg*, 1370 *Aunoilg*, 1390 *bailg*, *avrilg*, 1390 *Creilg*, 1407 *Auneuilg*.

Amiénois oder Beauvaisis: *wel* 40, *Barneu* (= Berneuill) 85, *Brethuel*, *-ueil* 100, *weilg*, *consailg*, *courtillg*, *avrilg* 126, *voeil* 150. Amiénois, Santerre oder Beauvaisis: *Brethuel*, *wel*, *consel*, *courtill* 180. Beauvaisis oder Noyonnais: *veul* 80. Vermandois oder Beauvaisis: *vuell* 2; Amiénois oder Noyon: *veul*, *courtill*, *Moreul* 163.

In den im Westen angrenzenden Gebieten ist die Schreibweise mit *-g* so gut wie unbekannt; man findet kein einziges Beispiel dafür im *Cartulaire de l'abbaye de Selincourt*, p. p. M. G. Beaurain, Paris 1926; im *Recueil des actes des comtes de Pontieu (1026–1271)*, p. p. C. Brunel, Paris 1930, nur in zwei Urkunden: Nr. 166 (Testament der Königin Johanna aus dem Jahr 1276): *vuelg* 9mal neben *vuel* einmal, *filg* neben *fill*, aber *consel*, *Mousteruel*; Nr. 173 (Kopie aus dem Jahr 1666) 1277: *conselg*. Die Graphie im Auslaut ist für gewöhnlich *-l*, obschon die Graphie für mouilliertes *n* fast immer als *-(i)ng* erscheint. Bei dieser Graphie scheint es sich um eine Schreibweise zu handeln, die vor allem im französisch-pikardischen Grenzraum eine Zeitlang Mode war. Ob sie von irgendeiner Schreiberschule propagiert wurde, läßt sich schwer sagen. Die stärkste Verbreitung hat sie auf jeden Fall auf der nichtpikardischen Seite. In den pikardischen Kernlanden hat sie, soviel ich aus dem mir zur Verfügung stehenden Material ersehe, nie richtig Fuß gefaßt. Im Norden und Nordosten ist sie ganz sporadisch zu finden; so hat Noël Dupire (*Mélanges Haust*, p. 135–36) folgende Beispiele beigebracht: Arch. Nord, B 4026, fol. 29 v<sup>o</sup> (1318): *mailge*, Arch. Nord, B 4025, fol. 38 (1429): *deconseilgié*, Ypern 1271 *malge*, *filge*<sup>11</sup>. In einer Urkunde aus Courtrai finde ich 1285 *cuilgera*<sup>12</sup>. Im nordchampagnischen Raum begegnet man ihr ebenso, wenn auch höchst vereinzelt: 1265 *la Chandegliere* 'Chandeleur', 1275 *averilg*<sup>13</sup>.

<sup>10</sup> *Cartulaire de l'Hôtel-Dieu de Beauvais*, p. p. V. LEBLOND, Paris 1919, Nrn. 404, 455, 464, 468, 474, 489, 487, 500.

<sup>11</sup> *Cartulaire de la Prévôté de Saint-Martin d'Ypres*, p. p. E. FEYS et A. NÉLIS, t. II, p. 177.

<sup>12</sup> *Cartulaire de l'ancienne église collégiale de Notre-Dame à Courtrai*, p. p. CH. MUSSELY et E. MOLITOR, Gand 1880, Nr. 167 (Original).

<sup>13</sup> *Documents relatifs au comté de Porcien (1134–1464)*, p. p. G. ROBERT, Monaco-Paris 1935, Nrn. 108 (Kopie aus dem 15. Jh.), 116 (Vidimus von 1276). – In den Urkunden von Rethel entdeckte ich jedoch keinen einzigen Beleg. – Ganz selten



Carolus-Barré schließt seine Einführung mit einigen linguistischen Erwägungen (p. CXIII–CXXI). Er verweist dabei erneut auf die Irrtümer, die mir bei der Lokalisierung einer Anzahl Urkunden unterlaufen sind («les conclusions de cet érudit restent trop imprécises [sinon incertaines]»), und nimmt also auch hier meine in *R 73* (1952), 509–511, publizierte Rechtfertigung nicht zur Kenntnis, wenn er auch zugibt, daß es mir gelungen sei, eine innere Gliederung der Pikardie auf Grund der Skripta herausgearbeitet zu haben<sup>14</sup>. Wenn der Verfasser die Skripta einiger von ihm innerhalb des pikardischen Raumes nicht genau lokalisierter Urkunden vergliche, beispielsweise Nr. 80 Beauvais oder Noyonnais, 163 Amiénois oder Noyon, 180 Amiénois oder Santerre oder vielleicht Beauvaisis, so müßte er erkennen, daß die Skriptae der genannten drei Urkunden keine entscheidenden Verschiedenheiten untereinander aufweisen, was den besten Beweis für den regionalen Charakter, trotz aller individuellen Schreibgewohnheiten und Inkonsequenzen der Schreiber, liefert. Ich wiederhole, daß hiermit keineswegs eine möglichst exakte Lokalisierung als nicht erstrebenswert hingestellt werden soll, nur ist sie, um eine Skripta in genügender Weise zu definieren, kaum von der entscheidenden Bedeutung, die Carolus-Barré ihr beimißt. Gerade die von ihm gemachte – sehr wertvolle – Feststellung, daß die Graphien *jou* beziehungsweise *ju* < EGO und *chou* < ECCE-HOC (neben *je* und *c(h)e*, müßte man beifügen) zwar im Noyonnais, Vermandois und Santerre wie auch im übrigen pikardischen Raum geläufig sind, im Beauvaisis aber nur die Typen *je* und *c(h)e* auftreten (immerhin finden wir *chou* in den Nrn. 114 und 159), spricht ja für den regionalen Charakter der Skripta. – Die übrigen Bemerkungen des Verfassers zur geschriebenen und gesprochenen Sprache, zum Stil der Urkunden und zu den Anfängen der Vulgärsprache als Kanzleisprache sind ebenso lesens- wie beherzigenswert.

Der mustergültigen Edition der Urkunden (nebst Anmerkungen) folgen ein Index der Verfasser und Empfänger der Urkunden, ein solcher der Lokalisierungen und einige ausgezeichnete Faksimiles. Man darf Carolus-Barré zu dieser hervorragenden Leistung herzlich beglückwünschen.

C. Th. G.

\*

---

begegnet die Graphie auch in der poitevinischen Skripta, allerdings nur in Kartularien, nicht in Originalurkunden, zum Beispiel 1309 *boutelgles*, *Cartulaire de l'Evêché de Poitiers ou Grand-Gauthier*, p. p. M. RÉDET, Poitiers 1881, II, 8; 1280 *weilg*, *Cartulaire de l'Abbaye de Notre-Dame de la Merci-Dieu autrement dite de Bécheron au diocèse de Poitiers*, p. p. E. CLOUZOT, Poitiers 1905, Nr. 293. – In einem Original aus dem Bourbonnais fand ich 1293 *milg* 'Hirse', *Chartes du Bourbonnais (918–1522)*, recueil p. p. J. MONICAT et B. DE FOURNOUX, Moulins 1952, Nr. 214.

<sup>14</sup> Es versteht sich von selbst, daß ich längst nicht mehr alles unterschreibe, was ich vor etwa 17 Jahren in meiner altpikardischen Grammatik geäußert habe. Die in absehbarer Zeit erscheinende zweite Auflage wird daher zahlreiche Änderungen nicht nur in Einzelfragen, sondern auch im Prinzipiellen aufweisen.

HENRI-C.-M. VAN DER KRABBen, *La Bible de Macé de la Charité IV: Ruth, Judith, Tobie, Esther, Daniel, Job* (Leids Romanistische Reeks, Deel X/4), Leiden 1964, xxxi + 109 p.

Seit sich Ende des 19. und anfangs des 20. Jahrhunderts vor allem Gaston Paris, Jean Bonnard und Eugen Herzog eingehender mit der gereimten Bibelübersetzung<sup>1</sup> von Macé de la Charité befaßt hatten<sup>2</sup>, war es während über 50 Jahren wieder recht still um dieses monumentale, über 40000 Verse umfassende Werk geworden, und eine Ausgabe fehlte bis heute. Grund dafür dürften wohl die jeden Herausgeber abschreckenden Ausmaße des Textes gewesen sein, denn interessant und auch lohnend war die Aufgabe einer Edition immer, und sie ist es bis heute geblieben. Wie wir auf der Umschlagsklappe der Arbeit von Van der Krabben erfahren, ist Prof. J.R. Smeets in Leiden zur Umgehung dieses Hindernisses auf die Idee gekommen, das Gesamtwerk in Tranchen aufzuteilen und diese durch Studenten und ehemalige Schüler in der Form von Doktorarbeiten publizieren zu lassen. Ein solches Vorgehen birgt allerdings die Gefahr einer gewissen Uneinheitlichkeit in der Behandlung des Textes in sich, die nur durch eine äußerst straffe Führung des Unternehmens von seiten des verantwortlichen Leiters in erträglichem Rahmen gehalten werden kann.

Von den sieben geplanten Teilen ist nun als erster die Nr. 4 erschienen, die die Bücher Ruth, Judith, Tobias, Daniel und Hiob umfaßt. Jeder der Teile soll von einer einleitenden Studie begleitet sein, die sich mit einem besonderen Aspekt des Werkes befaßt: im Falle von Van der Krabben war dies die Person des Übersetzers. Macé de la Charité nennt sich selbst verschiedentlich in seinem Werk (cf. p. vii–viii), und von ihm erfahren wir auch, daß er *curé* von *Cenquoinz* war. Diese Angaben sind schon Ende des letzten Jahrhunderts richtig interpretiert worden: *Macé* ist eine Form für *Matthieu*, *La Charité* ist mit *La Charité-sur-Loire* gleichzusetzen, der Ort seiner Priestertätigkeit ist *Sancoins*, eine kleine Stadt im Berry (Diözese Bourges). Weitere Präzisierungen sind schwierig zu geben, obwohl sich Van der Krabben p. x–xxi darum bemüht. Ist *La Charité-sur-Loire* der Geburtsort von Macé, oder trägt er diesen Namen, weil er Cluniazenser und Mitglied der großen Priorei von *La Charité-sur-Loire* war, der übrigens diejenige von *Sancoins* unterstand, und von der wohl auch die weltliche Priesterstelle des Städtchens abhängig war? Oder war er ein Zisterzienser aus dem nur rund 25 km entfernten Kloster von *Fontmorigny*, hat er doch – laut seinen eigenen Aussagen – zumindest den letzten Teil des Riesenwerkes, die Apokalypse, auf Betreiben von *Etienne de Corbigny* in Angriff genommen, der in zwischen 1283 und 1314 datierten Dokumenten als Vorsteher dieser Abtei erscheint. Die Dinge komplizieren sich noch, weil zwischen 1283 und 1312 ein *Maistre Macé de la Charité* als königlicher Notar von *Sancoins* bezeugt ist; er erscheint in 10 Aktenstücken, die der Herausgeber p. xxii–xxxii publiziert<sup>3</sup>. Van der Krabben vermutet mit guten Gründen, der Priester und der Notar *Macé de la Charité* seien ein und dieselbe Person, ohne dies jedoch eindeutig beweisen zu können. Auch in bezug auf die Stellung von

<sup>1</sup> Es handelt sich allerdings nicht um eine eigentliche Bibelübersetzung, sondern um eine auf dem Bibeltext aufbauende, diesen als roten Faden benutzende, fortlaufende Kommentierung.

<sup>2</sup> Cf. die Nummern 20, 21, 23, 25, 27 und 30 in der Bibliographie Van der Krabbens, p. 108–109.

<sup>3</sup> Es handelt sich um 4 Originale und um 6 Kopien.

Macé zu Fontmorigny und der Priorei von La Charité-sur-Loire kommt er zu keinem endgültigen Schluß, scheint aber doch eher dazu zu neigen, unsern Verfasser als Cluniazenser zu betrachten. Seine Beziehungen zur Zisterzienserabtei würden sich in diesem Falle durch die Nachbarschaft, durch sein Amt als Notar (in einem von Macé ausgefertigten Dokument figuriert auch Etienne) und vielleicht auch durch gewisse Spannungen zwischen dem Pfarrer von Sancoins und der Priorei von La Charité-sur-Loire erklären, der er zwei Drittel seiner Einkünfte abliefern mußte. Wie dem auch sei: die Untersuchungen Van der Krabben lassen die Gestalt von Macé wenn auch noch nicht eindeutig, so doch schon deutlicher in den Blick treten. Seine Bibelübersetzung dürfte um 1300, sicher aber vor 1314 entstanden sein; die erste Jahrzahl ergibt sich aus einer Bemerkung Macés in der Übersetzung der Apokalypse (*Li mil ans, qui ja sont passez / et trois cenx ...*), der *terminus ante quem* aus der Tatsache, daß Etienne de Corbigny, der von Macé im Prolog des gleichen Buches erwähnt wird, nach 1314 nicht mehr bezeugt ist.

Herzog, der sich eingehend mit der Sprache von Macé befaßt hat, standen noch zwei Manuskripte zur Verfügung: das Manuskript *T* (*Tours, Nr. 906*) und das Manuskript *P* (*B. N. fr. 401*); nachdem das erste aber im Zweiten Weltkrieg verbrannt ist, bleibt nichts anderes übrig, als den Text nach der einzigen erhaltenen Vorlage zu publizieren. Zwar wurde versucht, aus den früheren Publikationen alle nur möglichen Angaben über Sonderlesungen von *T* zu sammeln und für die Edition fruchtbar zu machen – aber gesamthaft gesehen fällt dieses Hilfsmittel kaum ins Gewicht. Unter diesen Umständen mußte es angezeigt erscheinen, für die Etablierung des Textes auf die Hauptquelle von Macé zurückzugreifen: auf die *Aurora* von Petrus Riga. Der ausgedehnte Vergleich mit der Vorlage erlaubt es Van der Krabben, zahlreiche Emendationsvorschläge zu begründen und auch eine große Zahl von unklaren und schwer verständlichen Stellen zu erklären. Und an solchen fehlt es in der Tat nicht: weist sich Macé in den rein erzählenden Abschnitten auch über einiges Geschick als Übersetzer aus, der sogar verschiedentlich zu fesseln vermag, so übersteigen die scholastischen Erklärungen und Interpretationen eindeutig seine Fähigkeiten; in diesen Abschnitten wimmelt es von Unklarheiten, Widersprüchen, von Unverständlichem und Unverstandenen, der Text ist monoton und langweilig und kann über weite Strecken kaum mehr als genießbar bezeichnet werden.

Was nun die Ausgabe selbst betrifft, so darf zumindest festgestellt werden, daß Van der Krabben äußerst genau und gewissenhaft transkribiert und jede aufgelöste Abkürzung durch Kursivdruck kennzeichnet. Wenn ihm dies F. Lecoy zum Vorwurf macht und den Schriftwechsel als überflüssig betrachtet<sup>4</sup>, so können wir ihm nicht folgen: da nur ein Manuskript vorhanden ist, haben zahlreiche Abkürzungsaufösungen Konjekturencharakter, und dies muß auf eine Art markiert werden. Viel schwerwiegender und sicher eine der größten Schwächen der Ausgabe ist die Tatsache, daß Van der Krabben in den meisten Fällen, wo eine Stelle verdorben ist, diese wie im Manuskript abdruckt, obwohl er die richtige Korrektur kennt und diese im Apparat gibt, cf. 16132 *Rub* > *Ruth*, 16168 *en* > *et*, 16288 *que il* > *qu'il*, 16336 *Judic* > *Judit*, 16398 *je ay* > *j'ay*, 16400 *si dou veoir [er] grant mervoille*, 16521 *monde* > *mont*, 16656 *Judich* > *Judith*, 16845 *tors* > *jours*, 17163 *fist* > *sist*, 17355/56 Umstellung der beiden Verse, 17437 *et* > *ot*, 17569 *Hester* > *D'Ester*, 17794 *ne avoit* > *n'avoit*, 17841 *Suz* > *Suz[e]*, 17943 *qu'il ayent* > *qu'il [n']ayent*, 18194 *veant (y) en*, 18243 (*Et*) *Qui ...*,

<sup>4</sup> Cf. seine Besprechung in *R 85* (1964), 548–550.



18324 ... *couchez (et) par son delit*, 18353 *a ire estre > a irestre*, 18405 *si ot > s'ot*, 18429 *ce est > c'est*, 18473 *qu'il > qu[e] il*, 18685 *bestes > herbes*, 18852 *Aij > Ulajj*, 18857 *hons > bous*, 18869 *dont > bouc*, 18948 *C'autres > Que autres*, 19045 *tes > t[r]es*, etc. etc. Für den Leser ist es reichlich lästig, immer zu den Fußnoten Zuflucht nehmen zu müssen, wenn er den Text möglichst rasch durchgehen möchte. Dazu kommt noch, daß Van der Krabben umgekehrt eine Korrektur in den Versen 17371, 17380, 17448, 17673, 17686, 17696/97, 17771, 17882, 18274, 18487, 18510 etc. durchführt: sein Vorgehen ist also reichlich willkürlich, denn nach welchen Gesichtspunkten er die Entscheidung über Eingreifen oder Nichteingreifen fällt, ist unersichtlich<sup>5</sup>. Bedauerlich ist auch, daß dort, wo ein Element eliminiert wird, dieses zwar in runde Klammern gesetzt wird, jedoch im Text selbst stehenbleibt; wieviel angenehmer wäre es, wenn die verderbte Lesung konsequent in den Apparat verbannt würde!

Dieser Apparat nun ist von J. Engels – zum größten Teil mit Recht – aufs schärfste kritisiert worden, wenn er in unsern Augen auch oft zu weit geht<sup>6</sup>. Es kann hier nicht darum gehen, seine Vorwürfe im einzelnen zu wiederholen: fest steht, daß der philologische Kommentar oft allzu primitiv, zu sehr auf den Anfänger zugeschnitten ist und Selbstverständliches breitschlägt, und zweifellos geht Van der Krabben in zahlreichen Fällen in der Heranziehung der *Aurora* (und deren Quellen, wenn ihm eine Stelle der *Aurora* unklar erscheint) zu weit; dem möchten wir noch hinzufügen, daß die im ersten Teil des zweistufigen Apparates zusammengestellten (meist aus den Publikationen von Herzog stammenden) Varianten bis auf ganz wenige Ausnahmen vollkommen nutzlos sind, da sie rein graphische Abweichungen betreffen. Es fragt sich allerdings, ob wir diese Schwächen der Arbeit voll ihrem Autor zur Last legen dürfen: es handelt sich hier um Fehler, in die jedermann bei seinem wissenschaftlichen Erstling nur allzu leicht verfällt; unsere Vorwürfe müssen sich eher an den Leiter des ganzen Werkes richten, denn für ihn wäre es ein leichtes gewesen, hier korrigierend einzugreifen und seinem Schüler den größten Teil der beißenden Kritik von J. Engels zu ersparen.

An Einzelkorrekturen zum Text und Bemerkungen zum Kommentar haben wir uns notiert: 16243 *S'ablee* 'moisson' ist wohl eher *sa blee* zu lesen. – 16284 Es ist nicht *usē ert*, sondern *usé ert* zu lesen. – 16288 Der Vers hat eine Silbe zuviel, was – wie Van der Krabben vorschlägt – durch eine Korrektur von *que il > qu'il* in Ordnung gebracht werden kann; vielleicht ist aber auch der Name *Booth* hier nur einsilbig zu zählen, wie ja auch sonst verschiedentlich die Silbenzahl ein und desselben Wortes nach den Erfordernissen des Versmaßes fixiert wird, cf. *viande* (2) und *vīande* (3) etc. – 16343 *Et* ist gut (nicht *en*); für die Verwendung von *et* 'und zwar' cf. Gamillscheg, *Hist. fr. Syntax*, p. 573s. – 16369 hat eine Silbe zuviel; *por* kann jedoch nicht eliminiert werden im Ausdruck *por veoir*, wie Van der Krabben vorschlägt. *Jherusalem* ist wohl nicht fünfsilbig, sondern viersilbig zu zählen (*Jerusalem*, cf. auch v. 19164). – 16542 Der substantivierte Infinitiv ist altfranzösisch nichts Besonderes. – 16565–68

<sup>5</sup> Vielleicht besteht trotzdem ein solches Prinzip und wir tun dem Herausgeber unrecht; da jedoch nirgends eine Bemerkung über die Editionsprinzipien zu finden ist (sie wird wahrscheinlich im ersten Band der Reihe folgen), sieht sich der Leser gezwungen, sich selbst so gut als möglich durchzutasten.

<sup>6</sup> Cf. J. ENGELS, *En marge d'une édition: La «Bible» de Macé de la Charité, N 49* (1965), 104–118. – Bei Engels finden sich auch Beanstandungen der Textetablierung und einzelne Besserungsvorschläge zum Text selbst.

Der Kommentar ist überflüssig; es besteht kein Anlaß, die Verse 16565/6 und 16567/8 zu vertauschen, wenn man 16567 *dom* als kausal interpretiert (cf. Lerch, *Syntax* II, p. 103ss.); dafür ist nach 16568 *estovoyr* ein Punkt zu setzen. – 16590 *Et* (aufgelöste Abkürzung) ist zu *a* zu korrigieren: Minuskel-*a* und die Abkürzung für *et* (sofern sie mit Querstrich geschrieben wird) sind äußerst leicht zu verwechseln. Cf. 20456 *do*. – 16610 Kommentar: «*feiz*: ou *foiz*». Soll das heißen, daß die Graphie nicht eindeutig ist? – 16688 Der zu kurze Vers ist *Don je [me] mervoil durement* zu korrigieren. – 16695 Die Korrektur des Verses kann gemacht werden, wie Van der Krabben vorschlägt; es ist jedoch auch möglich, *Sy ay prié dieu tant (de) foies* zu lesen, braucht doch altfranzösisch das auf *tant* folgende Substantiv nicht unbedingt durch *de* eingeleitet zu sein. – 16716 *Que* ist hier für den Nominativ *qui* eingetreten, eine Erscheinung, die sich seit dem 13. Jahrhundert immer häufiger findet und bei Macé auch noch v. 17128 auftritt. – 16761 *Par* findet sich hier anstelle von *por*, eine im 13./14. Jahrhundert ebenfalls nicht seltene Erscheinung. – 16832 Es ist wegen der Silbenzahl *l[e] orent* zu korrigieren. – 16885 *Lé* (= *les*): eine Graphie *le* schiene mir trotz des abgefallenen -*s* sinnvoller. – 16960 «*Ou*: probablement au lieu de *ot*»: nicht *ot*, sondern *out* ist die Ausgangsform für *ou*, das sich durch Abfall von -*t* erklärt (vgl. *quen* [*quent*] 17339; *espir* [*espirit*] 20522). – 17001 Wohl besser Strichpunkt als Komma am Ende des Verses. – 17018 und passim: *qu'* ist nicht «un *qui* élidé»; es handelt sich vielmehr um ein für den Nominativ *qui* eingetretenes *que*, das wie jedes andere *que* elidiert oder nicht elidiert werden kann (cf. oben, Bemerkung zu 16716). – 17024 *Et* ist eine durchaus akzeptable Lesung; trotz des lateinischen Textes scheint mir eine Korrektur zu *en* wenig vorteilhaft. – 17063 (ebenso 20548) *Quant* ist altfranzösisch in kausaler Funktion häufig und bedarf keiner Erklärung (cf. Lerch, *Syntax* II, p. 78). – 17077/78 Nach v. 17077 ist ein Punkt zu setzen; *fu* in v. 17077 ist wohl in Ordnung: wir haben hier eine der im Altfranzösischen häufigen Interventionen des Autors inmitten der direkten Rede seiner Person. – 17179 Es ist *Et le fiel gard[e] il a droiture* zu korrigieren. – 17225 *La fille* ist gut; wozu eine Emendation *sa* in Betracht ziehen? – 17253 *E*: kann nur für *es* stehen, und nicht für *en*, was von Van der Krabben ebenfalls in Erwägung gezogen wird. -*s* fällt übrigens verschiedentlich in unserem Text: wir haben *au* (= *aus*) 16136, 16137, 17653, 17683, 17684, 18149, 18671, 19102, 19744, 19771, *a* (= *as*) 17730, *le* (= *les*) 16885, 20366, *elle* (= *elles*) 19487, *eau* (= *eaus*) 19525, *manere* (= *maneres*) 17660. Umgekehrt wird es auch parasitär beigefügt: *raysons* (= *rayson*) 19129, *les* (= *le*) 19466 etc. – 17321/22 Das Reimpaar *larmes-termes* ist *lermes-termes* zu korrigieren. – 17339 *Quen*: die Graphie soll laut Van der Krabben zeigen, daß der Kopist zwischen *que* und *quant* schwankte; dies scheint uns an den Haaren herbeigezogen, erscheint doch einerseits *a* + Nasal in unserm Text häufig als *e* (cf. auch *quent* 18083), während andererseits -*t* verschiedentlich fällt (cf. oben, Bemerkung zu 16960). – 17446 Van der Krabben schlägt eine Korrektur *que une* > *qu'une* vor, weil der Vers eine Silbe zuviel habe. Dies ist jedoch nicht zwingend: *mesnie* kann nur zweisilbig gezählt werden, wie sich dies bei Macé öfters bei direkt auf den Tonvokal folgendem -*e* findet. – 17470 Van der Krabben verweist auf v. 18026, dort jedoch auf v. 17470 (beide Male ohne weiteren Kommentar; es handelt sich um die Verwendung von *si* = *et* (cf. Gamillscheg, *Hist. fr. Syntax*, p. 575). – 17580 Ms. *Enjuque eiude la Menor*; Van der Krabben schlägt im Gefolge von Herzog eine Emendation *enjuqu'en Aise* vor, die jedoch wenig wahrscheinlich ist. Ich würde *enjuqu'(e) e Inde la Menor* lesen, wobei *e* = *en*, was auch sonst öfters vorkommt. – 17583 *Et*: es muß sicher *en* heißen; die Abkürzung ist hier offensichtlich für *e* (= *en*, mit Abfall von -*n*) verwendet worden

und deshalb nur *e* aufzulösen (ebenso 18780, 19594, 19933). – 17609 *Les* ist gut; es besteht kein Anlaß, es durch *set* zu ersetzen. – 17658 Die Stelle ist *qui l'uisaint* zu lesen, wie dies Herzog tut. *uisaint* = *usoient*; *l'* = *l'odor*; *user* 'manger' (oder eher 'schmecken'), cf. Gdf., *Dict.* VIII, 121; es geht ja gerade darum, daß schon der schöne Anblick und der Geruch sättigen! – 17663 N: Eine Majuskel inmitten eines Verses (nach Pause) bedarf wohl keiner Fußnote! – 17690 *enjuqu'au sson* ist wohl *enjuqu'aus son* zu korrigieren (Abfall von -s, der auch durch den Reim [17689 *li poi(n)sson*] gefordert wird). – 17699 *est* muß nicht unbedingt Fehler für *ert* sein: es kann sich auch um einen der häufigen, durch ein plötzliches Heraustreten des Autors aus seiner neutralisierten Stellung bedingten Tempuswechsel handeln. – 17702 Warum soll *mont* (= *MULTUM*), das die übliche Form im Manuskript zu sein scheint (wobei allerdings fraglich ist, wie deutlich *u* und *n* voneinander unterschieden werden können), nicht *mõt* abgekürzt werden? Die Note ist überflüssig; ebenso 16620. – 17730 *A* steht nicht für *aus*, sondern für *as* (Abfall von -s, cf. 17253), – 17758 *Melvoylles*: die Vertauschung von *l* und *r* findet sich auch in umgekehrter Richtung, cf. *Barthasar* 18891, 18963. – 17487 Die von Van der Krabben vorgeschlagene Korrektur *elles* > *elle* zur Reduktion der Silbenzahl des Verses scheint mir äußerst fragwürdig. Ich würde eher am Schluß von v. 17786 einen Punkt setzen und 17787 schreiben: (*Ne*) *D'elles a lui nulle n'entroit* / ... – 17808 *cognehue* ist nur dreisilbig (cf. 17446 *mesnie*), weshalb der Vers keine Silbe zuviel hat. – 17832 Das *colleuvre* betreffende *sic* in der die Verse 17823–56 betreffenden Anmerkung ist wohl unberechtigt: *coleuvre* kann altfranzösisch auch eine giftige Schlange bezeichnen. – 17847 *Et* kann den Hauptsatz auch einleiten, wenn dieser auf einen Relativsatz folgt, und nicht nur nach Temporalsatz (obwohl dies der häufigste Fall ist); eine Korrektur ist nicht unbedingt notwendig, wenn auch die von Engels vorgeschlagene Emendation einen wesentlich eleganteren Text gibt<sup>7</sup>. – 17918 *Nu* ist wohl *Ne* zu korrigieren. – 17937 Der Vers ist in Ordnung: *envoye* ist nur zweisilbig zu zählen. – 17964 *Macier* ist zweifellos nach *T massecrier* 'Henker' zu korrigieren; dann hat der Vers aber eine Silbe zuviel, weshalb *ocihyaint* wohl durch *ocihaint* ersetzt werden muß (-*ient* und -*aint* sind bei Macé die normalen Endungen für die 3. Pers. Pl. Impf.; -*aint* findet sich aber nicht nur für -*oient*, sondern auch für -*ent* [cf. *apraint* 16407, *eraint* 17661, 17673 und passim], und konnte so auch anstelle von -*ent* in -*ient* treten). – 18006 *Si* (= *et*) ist gut. – 18172 *Par* = *por*, vgl. 16761. – 18200 *Frecier*: korr. *drecier*. – 18293 *Asoyement* ist dreisilbig (vgl. *mesnie*, *cognehue*). – 18296 *Bourage* ist *bovrage* (= *bevrage*) zu schreiben; die Übersetzung 'nourriture' im Glossar ist unhaltbar. – 18389/90 Um den Reim sicherzustellen, ist *euvre-descouvre* in *euvre-desco[e]uvre* zu korrigieren. – 18499 *Bailliage* muß wohl *bailliage* gelesen werden, da sonst der Vers eine Silbe zuwenig hat. – 18582 Überflüssige Fußnote: *tant com* kann jede Art von konkomitierendem Vergleichssatz einleiten; ebenso 19292. – 18596 *E[n]*: warum korrigiert Van der Krabben hier, während er sonst abgefallenes -*n*, -*t* und -*s* meist nicht restituert? – 18601/02 N: Was heißt «le ms. 822 de la Bibliothèque Bodléienne»? Die Bodleiana enthält mehr als eine Handschrift, die die Nr. 822 trägt: es ist auch die Serie anzugeben. – 18630 N: Warum soll *qu'il* nicht *q̄il* abgekürzt werden? Der übergesetzte Strich hat ja keinen eindeutigen Wert, er ist nur Kontraktionszeichen (ebenso Note zu 17953 und 19282). – 18649 Um die notwendige Silbenzahl zu erreichen, ist der Vers *T[e] ert et si te reviendra* zu ergänzen. – 18914 *Escrit mane thechel outot farés*: da der Vers zwei Silben zuviel hat, ist zweifellos *outot* zu eliminie-

<sup>7</sup> Cf. ENGELS, *op. cit.*, p. 109.



ren, denn nur *mane*, *thechel* und *farés* werden im Folgenden erklärt. – 18929 Warum *E[n]juqu'a* korrigieren? (cf. Bemerkung zu 18596). – 18996 *detrait* und 18999 *detraiz* sind *decrait/decraiz* zu korrigieren (cf. auch *decrez* 19016, *decret* 19024): *c* und *t* sind ja so leicht zu verwechseln. – 19102 Note zu diesem Vers steht zweimal (vor und nach der die Verse 19102–08 betreffenden Note). – 19157 *Qui* ist nicht = *là*, wie Van der Krabben meint, sondern Relativum und nimmt *escrit* (19155) wieder auf. – 19235 Um den Vers zu ergänzen, ist wohl *qui [i] avoit* zu schreiben. – 19253 *Par* = *por*, cf. oben 16761 und 18172; in allen drei Fällen ist der Korrekturvorschlag von Lecoy abzulehnen. – 19241/42 *Après la vision noesme / Enssit la vision novesme* ist unsinnig: *novesme* ist durch *diesme* zu ersetzen. – 19305 fehlt keine Silbe: *oije* ist hier dreisilbig gezählt. – 19318 *Que Thechius nous reconté*: eine Silbe fehlt; *Thechius* ist zweifellos durch *Theodote* (cf. N) zu ersetzen. – 19453 ist *si [n']avions* zu korrigieren. – 19584 *Aus deus* ist wohl *ans deus* zu korrigieren. – 19608 Um die Silbenzahl zu vervollständigen, muß *n[e] aores* korrigiert werden. – 19826 *Fa* ist zu *fu* zu korrigieren. – 19840 *Satha[n]*: da *-n* auch sonst fällt, wäre es wohl auch hier besser, nicht zu restituieren. – 19843 und N: Das von Van der Krabben in Betracht gezogene *es* anstelle von *et* ist unmöglich; *et* ist gut. – 19900 *Le bien esleü* ist gut. – 20057 *E[n]*: nicht korrigieren. – 20150 *Que* für *quels*, oder eher *ques*: eine Graphie *qué* scheint mir nicht gerechtfertigt. – 20182 Um den Vers zu vervollständigen, ist *tant com[ē] en ...* zu korrigieren. – 20196 *Divi[n]*: *-n* nicht restituieren. – 20280 *Afflite*: handelt es sich um einen Druckfehler für *afflite* oder *aflite*, oder haben wir es mit einem *conrrehee* 20216, *prren* 20485 entsprechenden Fall zu tun? – 20458 *Ja n'ert nus hom espoentez* ist gut; warum eine Korrektur *la* in Betracht ziehen? – 20522 *De* steht nicht für *dou*, sondern für *del* (Abfall von *-l*, cf. auch *osté* 16248, 17210, 17730, 20146 sowie 19569 N). – 20579 Der Vers ist in bezug auf die Silbenzahl in Ordnung und eine Korrektur *troblez* > *trobles* überflüssig: *-z* ist nur eine Graphie für *-s*, cf. auch 20581 *tu escriz* und *passim*.

Die Ausgabe schließt mit einem vollständigen Namenindex und einem – allerdings nur vier Seiten umfassenden – Glossar. Korrekturen und Berichtigungen zu diesem sind schon von Engels und Lecoy zusammengestellt worden<sup>8</sup>; wir haben ihnen nichts Weiteres beizufügen. Dagegen möchten wir doch die Frage stellen, ob es nicht vernünftiger gewesen wäre, Wörter- und Namenverzeichnis bis zum Abschluß der Publikation aller sieben Teile hintanzustellen, um dann in ihnen das Gesamtwerk zu berücksichtigen; bei dem jetzt eingeschlagenen Weg wird man einmal die gewünschten Elemente an sieben verschiedenen Orten zusammensuchen müssen!

Peter Wunderli

\*

GUNNAR TILANDER, *Traductions en vieux français de Dancus Rex et Guillelmus Falconarius (Cynegetica 12)*, Karlshamn 1965, 64 p.

Nachdem Gunnar Tilander 1963 die lateinischen Fassungen der Falknereittraktate *Dancus Rex*, *Guillelmus Falconarius* und *Gerardus Falconarius* erstmals in kritischer Ausgabe publizierte<sup>1</sup>, 1964 die lateinischen Texte von *Grisofus Medicus* und *Alex-*

<sup>8</sup> Cf. ENGELS, *op. cit.*, p. 109–110; LECOY, *op. cit.*, p. 550.

<sup>1</sup> Cf. GUNNAR TILANDER, *Dancus Rex, Guillelmus Falconarius, Gerardus Falcona-*

*ander Medicus* zusammen mit drei altitalienischen Übersetzungen des ersten und einer altfranzösischen des zweiten folgen ließ<sup>2</sup>, liegen nun als 12. Band der *Cynegetica*-Reihe auch die altfranzösischen Fassungen der beiden an erster Stelle genannten Rezeptsammlungen vor. Da von den 14 Handschriften, in denen der lateinische *Dancus* überliefert ist, deren 11 auch *Guillelmus* enthalten, zudem die zwei Traktate durch den Prolog des *Guillelmus* direkt miteinander verbunden werden<sup>3</sup>, kann es nicht erstaunen, daß in den beiden auf uns gekommenen altfranzösischen Übersetzungen ebenfalls beide Texte berücksichtigt werden.

Das erste der beiden Manuskripte, die unsere Traktate enthalten, ist die Nr. *fr. 12581* der Bibliothèque Nationale. *Dancus* (D I) und *Guillelmus* (G I) figurieren inmitten anderer Werke (*Saint Graal*, *Chansons* von Thibaut de Champagne, *Trésor* von Brunetto Latini etc.). Ihr Text steht der lateinischen Handschriftengruppe *BEFMOUZ* nahe (dem schlechteren – aber weiter verbreiteten – der beiden Überlieferungsäste), und in besonderem Maße dem Manuskript *E* (Modena, Biblioteca Estense, Nr. 15), ohne jedoch direkt auf dieses zurückzugehen. Was die Entstehungszeit der Übersetzungen betrifft, so fehlen genaue Angaben; doch steht zumindest fest, daß diese vor dem 19. August 1284 angefertigt worden sein müssen, findet sich dieses Datum von der Hand des Schreibers doch am Ende der Kopie des *Trésor* von Brunetto im gleichen Manuskript. Die von Tilander p. 7–9 zusammengestellten dialektalen Züge machen eine Übersetzung im nordfranzösischen Raum wahrscheinlich, am ehesten in der Pikardie; doch fehlen Züge, die stärker nach Osten und nach Westen weisen, nicht.

Auffällig an dieser ersten Übersetzung ist zuerst einmal die sehr häufige Bewahrung von lateinischen Wörtern, Satzbruchstücken und auch ganzen Sätzen. Tilander meint p. 6 hierzu, der Übersetzer habe offensichtlich Schwierigkeiten gehabt, den technischen Wortschatz ins Französische umzusetzen. Dies stimmt zweifellos für einzelne Fälle; aber kann man lateinische Einschübe wie ... *va a la court le roi Danci* (D I Prolog [25]), *et puis met in ampulla vitrea* (D I 14 [5]), *done li mangier carnem urcinam et pecorinam* (D I 22 [2]), *si oig le gant cum muscato* (D I 31 [13]), *li done carnem caprinam ablutam en medecine* (G I 3 [4]) etc. auf diese Weise erklären? Wir glauben es kaum; der Latinismus ist hier in erster Linie Stilistikum, ein Element, um den Ton zu heben und dem Traktat einen gelehrten Anstrich zu geben<sup>4</sup>. Darauf weist auch die Tatsache hin, daß in D II und G II solche Einschübe kaum vorkommen: es dürfte also nur in einer geringen Zahl von Fällen das Fehlen einer französischen

---

*rius. Les plus anciens traités de fauconnerie de l'Occident publiés d'après tous les manuscrits connus* par G. T. (*Cynegetica* 9), Lund 1963. – Vgl. unsere Besprechung *VRom.* 24 (1965), 315–323.

<sup>2</sup> Cf. GUNNAR TILANDER, *Sources inédites des Auzels Cassadors de Daude de Pradas: Grisofus Medicus, Alexander Medicus, deux traités latins de fauconnerie du XII<sup>e</sup> siècle publiés avec des traductions en vieil italien de Grisofus et une traduction en vieux français d'Alexander* par G. T. (*Cynegetica* 10), Lund 1964. – Vgl. unsere Besprechung *VRom.* 25 (1966), 98–103,

<sup>3</sup> Vgl. *Cynegetica* 9, 5–7 und 118–119.

<sup>4</sup> Cf. zu diesem Problem auch OTTO MÜLLER, *Das lateinische Einschübe in der französischen Literatur des Mittelalters*, Zürich 1919, vor allem p. 96ss. und passim, sowie PAUL ZUMTHOR, *Un problème d'esthétique médiévale, l'utilisation poétique du bilinguisme*, *MA* 15 (1960), 301–336 und 561–594.

Entsprechung gewesen sein, das den Übersetzer zum Latinismus zwang; er bevorzugte diesen normalerweise vielmehr in freier Wahl.

In bezug auf die Ausgaben und ihren Apparat wären folgende Bemerkungen zu machen:

– D I Prolog (8/9) *Icele chambre estoit bele et precieuse et de toutes honors plainne, en la quele li firmamenz estoit poinz et les estoiles dou ciel et touz li fondemenz, ...* – lat. *Camera erat bona, plena odoribus multis, et celum camere erat depictum, ibique erant facta mirabilia que sicut stelle celi non poterant numerari, et parietes et fundamentum mirabiliter erant ornati ...*<sup>5</sup>. Im Apparat meint T. hierzu: «*Firmamenz* traduit mal *celum camere* 'plafond'.» Dieser Kommentar ist sicher fehl am Platz: *firmamenz* gibt nicht *celum camere* wieder; dieses bleibt vielmehr unübersetzt, während *firmamenz* und *estoiles du ciel* eine synonymische Doppelübersetzung von *stelle celi* darstellen. Diese geht vielleicht auf eine analoge (falsche) Interpretation der lat. Vorlage zurück (cf. auch die Anreihung von *fondemenz*), doch kann dies infolge der äußerst freien Wiedergabe des ganzen Abschnitts nicht mit Sicherheit angenommen werden.

– D I Prolog (19) *Et en l'autre jor li commança a demander qu'i[l] li plaisoit* – lat. *Et quando venit in mane, cepit interrogare quid placeret*. Die Emendation *qu'i[l]* ist abzulehnen: *qui* ist hier gleich *ce qui* zu setzen, was altfranzösisch nicht selten ist<sup>6</sup>. Wir haben vielmehr im gleich in § 20 folgenden *ce qu'il vos plaist* (Antwort von Dancus auf die Frage von Gallatianus) ein sich vom 13. Jh. an häufig findendes parasitäres (rein graphisches) *l'*<sup>7</sup>, weshalb *quil* geschrieben werden sollte (vgl. noch lat. *Quicquid tibi placet*).

– D I 4(5) *El, se tu voiz quod digerat, il est sains*. *El* ist wohl Druckfehler für *et*?

– D I 20(2) *les penne[s]*: es läßt sich darüber streiten, ob der graphische Abfall des lautlich verstummten auslautenden *-s* emendiert werden soll, wenn die Klarheit des Textes dies nicht unbedingt erfordert (cf. auch unten).

– D I 23(3) ... *et la garde d'aigue que il n'i touche iqui* – lat. *et custodias eum ab aqua ne tangat ibi*. Im Apparat bemerkt Tilander, wir hätten hier wohl in *i* und *iqui* eine doppelte Übersetzung von *ibi*. Dies ist nicht ausgeschlossen; immerhin besteht aber die Möglichkeit, daß *ni* gelesen und dieses gleich *ne* gesetzt werden muß, besteht doch gerade im Pikardischen eine gewisse Tendenz, vortoniges *e* auch unabhängig von palataler Nachbarschaft zu *i* zu schließen<sup>8</sup>.

– D I 23(7): Man kann wohl nicht mit Tilander (Apparat) sagen, der vollständig lateinisch gehaltene § 7 gebe den Text der lateinischen Fassungen schlecht wieder: es handelt sich einfach um einen verderbten lateinischen Text.

– D I 31(11) *Et einsis les porras avoir sains, et saches bien que il sont li meillor faucon qui soient el monde* – lat. *Et si potes eos habere sanos, scias bene quod ...* (EMNPTV sic, neben andern Abweichungen). Tilander bezeichnet das zweite *et* als *superflu*; dies mag zur Not bei bedingendem Vordersatz wie in der kritischen lateinischen Fassung

<sup>5</sup> Kritischer Text nach CNPTVXY, cf. *Cynegetica* 9, 48; vgl. auch den Text von E, ibid. p. 56. – Von der wohl auf einen Schreibfehler in der Vorlage des Übersetzers zurückgehenden Abweichung *honors-odoribus* sei hier abgesehen.

<sup>6</sup> (*Ce*) *qui* für das neutrale (*ce*) *que* als Subjekt findet sich seit der ältesten Zeit, cf. FOULET, *Petite Syntaxe*, § 249.

<sup>7</sup> Für den Verlust von finalem *-l* nach *i* bei vorkonsonantischer Stellung im Satz cf. POPE, *From Latin to Modern French*, §§ 841 und 1204.

<sup>8</sup> Vgl. GOSSEN, *Petite Grammaire de l'ancien picard*, § 35.



angehen<sup>9</sup>; wird lat. *si* jedoch durch *sic* (frz. *einsis*) ersetzt, ist der Einschub dieses zweiten *et* folgerichtig.

– G I Prolog (4) *Guillaumes li fauconniers, qui fu norriz en la court le roi Rogier, qui puis demora molt avec son fil, (et) ot un maistre qui ...* Tilander unterdrückt dieses *et*, was uns jedoch nicht zwingend scheint (cf. N 9).

– G I 5(3) ... *pran la coste dou porcel salé sanz char et le met en miel bouli ...* Tilander bezeichnet *le* für *la* als *erreur*: *le* für *la* ist im Pikardischen, Normannischen und Anglonormannischen jedoch weit verbreitet<sup>10</sup>.

– G I 19(5) *qu'i[l] art*: infolge des bereits N 7 erwähnten Verlustes von *-l* nach *i* ist eine Restitution wohl überflüssig – eine Graphie *qu'i* scheint uns genügend klar.

– G I 34(7) *Quant tu le gietes as oisiaus, (et) garde que ...* – lat. *Quando proicis eum ad avem, cave ...* Tilander unterdrückt wiederum fälschlicherweise das den Hauptsatz einleitende *et*.

Die zweite altfranzösische Übersetzung von *Dancus* (D II) und *Guillelmus* (G II) findet sich in dem aus dem 15. Jahrhundert stammenden Manuskript *fr. 25342* der Bibliothèque Nationale. Im Gegensatz zu D I und G I haben wir es hier jedoch nicht mit vollständigen Übersetzungen zu tun: es handelt sich nur um einzelne Paragraphen, die mit einer Reihe von andern Rezepten bunt vermischt sind. Der Text steht wiederum der Gruppe *BEFMOUZ* nahe, diesmal besonders der Handschrift *U* (Rom, Vaticana, Ms. reg. lat. 1446), geht aber wiederum nicht direkt auf sie zurück<sup>11</sup>. Über die Entstehungszeit äußert sich Tilander nicht, doch dürfte auch diese Übersetzung dem 13. Jahrhundert angehören. Die Sprache der Übersetzung ist im wesentlichen französisch, wie Tilander p. 32 richtig bemerkt; doch fehlen immerhin einige Züge nicht, die sonst eher in westlichen Dialekten begegnen; ob sie dem Autor oder einem Schreiber zuzuweisen sind, ist nicht auszumachen. So haben wir zum Beispiel sehr häufig *-ll-* für intervokalisches *-l-*, cf. D II 16(10), 16(27) *oyseller*, 14(5) *fiolle*, 15(3) *coulle*, 16(5) *solleil*, 22(1), 22(2) *malle*, 24(3) *poullés* etc., für *-r-* findet sich *-rr-* (*arrain* D II 31[9] und passim), für *-n-* *-nn-* (*plainne* D II 24[3], *mainne* D II 34[7] etc.). Anstelle von *-ai-* (= *e*) haben wir *a* in D II 22(3) *ale*, umgekehrt aber *-ai-* für *-a-* in G II 20(3) *faice* (= *fasse*)<sup>12</sup>. Für auslautendes *-e* findet sich einmal *-a* (*passa* D II 27[5])<sup>13</sup>. Ohne behaupten zu wollen, den Text mit diesen Elementen bereits sicher lokalisieren zu können, zeigen sie doch, daß nicht alles rein französisch ist.

Zu den Texten und ihrer Etablierung und Kommentierung wäre zu bemerken:

– D II 16(11) *voy[s]*, 18(3) *long[s]*, 18(6) *pourra[s]*, 18(7) *doy[s]*, G II 35(10) *voise[s]*, 36(2) *gecte[s]*: in all diesen Fällen restituiert Tilander das gefallene *-s* im Auslaut, bei D II 13(4) *tier* (= *tiers*) verzichtet er dagegen darauf. Wir würden lieber auf die Restitution überhaupt verzichten, spiegelt sich hier doch graphisch das lautliche Verstummen von auslautendem und vorkonsonantischem *s*; die Erscheinung findet ihren

<sup>9</sup> Für die Einleitung eines nachgestellten Hauptsatzes durch *et* cf. FOULET, *Petite Syntaxe*, § 421; GAMILLSCHEG, *Historische Syntax*, p. 574.

<sup>10</sup> Cf. GOSSEN, *Petite Grammaire*, § 63; MENGER, *The Anglo-Norman Dialect*, p. 116; POPE, *From Latin to Modern French*, § 1320/XII.

<sup>11</sup> Cf. *Cynegetica* 9, 19 und 123; *Cynegetica* 12, 39 (19[6] Apparat).

<sup>12</sup> Vgl. für die beiden Erscheinungen MENGER, *Anglo-Norman Dialect*, p. 45 und 43; für den Ersatz von *ai* (*e*) durch *a* cf. auch WUNDERLI, *Etudes sur le Livre de l'Eschiele Mahomet*, Winterthur 1965, p. 35.

<sup>13</sup> Cf. MENGER, *Anglo-Norman Dialect*, p. 65; WUNDERLI, *Etudes*, p. 36.

Niederschlag auch im Auftreten von parasitärem *s* in den betreffenden Stellungen: *les* (= *le*) D II 19(4), *mesgres* D II 31(7), *maisgres* D II 34(1).

– D II 17(2) *Et sont faulcons de moult de natures, une nature qu'ilz oysellent de gresse, l'autre qu'ilz oysellent de maigresse*. Tilander korrigiert zweimal zu *qui oyselle*. Wozu auch? Die Konstruktion mit Plural ist vollkommen korrekt, nur muß man in ihr einen Konsekutiv- und nicht einen Relativsatz (wie in der lat. Vorlage) sehen (*ils sont de [une] nature que ...*).

– D II 19(4) ... *et luy en oing les piez quatre foiz le jour et les metz au solleil* – lat. ... *et mitte eum ad solem*. Kommentar von Tilander: «*les metz (les piez) erreur pour le (illum – nämlich den Falken)*». Wir sehen in *les* nur einen Fall von parasitärem *s* (cf. oben).

– D II 22(2) *Quant tu vuelx nourir faulcon ou aultre oiseau de proye sans malle nature* – lat. *Quando aliquis vult nutrire falchonem parvulum sine vitio ...* Tilander spricht von *mauvaise traduction*; es dürfte sich doch einfach um eine abweichende Vorlage handeln.

– G II 35(3) *qu' [i]l pert*: wie G I 19(5) kann auf die Restitution von *l* verzichtet werden.

– G II 35(4) ... *ne pert pas sa volenté du prendre s'il mengeu du sang*. Die normale Form im Manuskript ist *mengeue*; handelt es sich hier um einen Druckfehler oder um einen Abfall von *-e* (den wir sonst jedoch nicht festgestellt haben)?

Diese nur Detailprobleme betreffenden Einwände sollen den Wert der vorliegenden Publikation nicht schmälern. Zwar sind die Texte weder von literarischem noch von medizinischem Interesse: für die Geschichte der Veterinärterminologie im Mittelalter, für die lexikalische Forschung sind sie jedoch von höchster Bedeutung, vor allem auch deshalb, weil sie dieser durch ein ausführliches, 15 Seiten umfassendes Glossar (bei 37 Seiten Text!) bereits erschlossen sind.

Peter Wunderli

\*

GENEVIEVE MASSIGNON, *Les parlers français d'Acadie*, 2 vol., Paris s. d. (1962), 980 p.

Diese stattliche Arbeit stellt den Versuch dar, den Wortschatz eines Teiles der französischen Sprache in Kanada, nämlich die der alten Provinz Akadien, die den modernen Provinzen Neubraunschweig, Neuschottland und der Prinz-Eduard-Insel an der atlantischen Küste entspricht, zu erfassen. Es ging der Verfasserin vor allem darum, die dialektale Herkunft dieser Sprache und das Ergebnis ihrer Anpassung an die Gegebenheiten der Neuen Welt festzustellen. – Ein sehr ins einzelne gehender historischer Überblick gibt eine Besiedlungsgeschichte dieses Gebietes durch französische Kolonisten von 1605 an und ihre Auseinandersetzung mit den Engländern und beleuchtet die Herkunft der französischen Bevölkerung Akadiens. Eine Liste von 76 hauptsächlichlichen Familiennamen erfaßt 86 Prozent der gegenwärtigen französisch-sprechenden Bevölkerung (Minderheit von ca. 280 000 Seelen gegenüber 960 000 Englisch-sprechenden im gleichen Gebiet). Der Großteil der französischen Kolonisten stammt aus Poitou, Aunis, Saintonge und Anjou. Daten über die Ausdehnung des Gebietes, die Bodenbeschaffenheit, das Klima und die Wirtschaft (Forstwirtschaft, Fischfang, Ackerbau und Viehzucht; wenig Industrie) geben ein Bild von der Umwelt dieser Siedler.

Trotz der gesetzlichen Gleichstellung beider Sprachen wird in der Praxis das Englische auf Kosten des Französischen vor allem im Schulwesen staatlich gefördert. Auch gesellschaftlich und politisch befinden sich die frankophonen Akadier in einer schlechten Lage. Die Sprache des einfachen Mannes ist arm, durchsetzt von Anglizismen und charakterisiert durch eine Fülle nautischer, veralteter und provinzieller Ausdrücke. Die Anglisierung ist in den Städten viel weiter fortgeschritten als auf dem Lande; die Verfasserin beschränkte sich daher bei ihrer Untersuchung auf die ländliche Sprache. Die befragten Sujets waren meist betagt (Durchschnittsalter 65 Jahre) und konnten weder lesen noch schreiben. Die Enquête wurde an 18 Punkten durchgeführt, die alle wesentliche Agglomerationen französischsprechender Akadier darstellen; diese bilden nämlich kein geschlossenes Siedlungsgebiet, sondern mehr oder weniger große Inseln inmitten der englischsprechenden Bevölkerung. Es ergab sich dabei eine verblüffende Einheitlichkeit des akadischen Idioms, namentlich in Neubraunschweig. Die wenigen Unterschiede sind besonders in der Phonetik und, in etwas geringerem Maße, im Wortschatz spürbar, während Morphologie und Syntax im allgemeinen einheitlich sind.

Das Fragebuch für die anschließende Wortschatzstudie – eine Auswertung des Materials in phonetischer, morphologischer und syntaktischer Hinsicht wird von der Verfasserin für später versprochen – umfaßt 1941 Begriffe, die in drei Sektionen gruppiert sind:

- I. Die nordamerikanische Natur (Land und Meer, Klima und atmosphärische Erscheinungen, wild wachsende Pflanzen, Wald und Forstwirtschaft, Landtiere und Jagd, Wassertiere und Fischfang).
- II. Die Anpassung an den Boden; landwirtschaftliche und häusliche Arbeiten (Bearbeitung des Bodens, Grenzen, Wege, Fahrzeuge, landwirtschaftliche Geräte, Küche und Ernährung, Maße).
- III. Der Mensch als Einzel- und Gesellschaftswesen (Körper und körperliche Tätigkeit, Kleidung, Verwandtschaft und Lebensalter, Gefühlsleben, Charakterzüge und Erziehung, Brauchtum und Unterhaltung, Religion).

Da es völlig unmöglich erscheint, dieses reichhaltige Material im einzelnen durchzubesprechen, möge hier nur der schematische Aufbau der einzelnen Artikel angeführt werden: Auf jeden Begriff folgen die akadischen Varianten und zu jeder Variante, wenn möglich, alte schriftliche Belege des Ausdrucks und anschließend Vergleiche mit (alten) französischen und dialektalen Formen. Als letzter Punkt folgen moderne schriftliche Belege aus dem gesamten französischsprachigen Gebiet Nordamerikas.

Ein Beispiel für alle:

Begriff 1665: *manteau* (cf. p. 631 und 635s.):

Akadische Varianten:

- 1) *kàp* (an den P. 6 [Frauen] und 11 [Frauen und Männer]).  
In Frankreich: *cape* 'manteau à capuchon que portaient les hommes et les femmes'.
- 2) *kapó* (an den P. 1, 2, 6, 17, 18 [Männer]). Alte Belege: In Beschreibungen und Memoiren des 17. und 18. Jahrhunderts kehrt der Ausdruck *capot* in dieser Bedeutung wieder, zum Beispiel 1665: «Reglement pour la traite des sauvages par M. de Tracy: un grand *capot* = 3 castors, un moyen *capot* = 2 castors, un petit *capot* = 1 castor.» – 1755: «(A Québec) il y a ordinairement 80 séminaristes ou





pensionnaires qui portent des habits uniformes, c'est à dire un *capot* blanc à la canadienne».

In Frankreich: *capot* 'vieilli; sorte de manteau à capuchon'. In der französischen Matrosensprache: *capot* 'espèce de pardessus ou de paletot à capuchon que portent les matelots contre la pluie et le froid'. Es folgt eine Reihe von dialektalen Belegen dieses Typus aus dem Loudunais, Bas-Maine, Pays de Bray, Rennes, Poitou und Berry.

Moderne Belege für *capot* in der Provinz Quebec, in Carleton und Akadien.

3) *mâtô* (an den P. 1, 2, 17, 18 [Frauen] und 5, 7, 8, 11, 12, 15, 16 [Männer und Frauen]).

4) *rabá* (an den P. 9 und 11 [Frauen]). Zugleich auch mit der Bedeutung 'veste' an den P. 6, 7, 8, 10, 12, 13, 15.

In Frankreich: *rabat* 'pièce de toile, de dentelle, qui se rabat sur le haut de la poitrine'.

Abschließend versucht die Verfasserin eine kurze Charakteristik der akadischen Sprache auf Grund der Ergebnisse ihrer lexikalischen Untersuchung. Zunächst im Vergleich mit den Dialekten Frankreichs. Es existieren im Akadischen ungefähr 300 Archaismen (altfranzösische und mittelfranzösische), von denen die meisten auch in den Dialekten des Mutterlandes weiterleben; ferner eine Reihe veralteter Ausdrücke wie *aveindre*, *fiance*, *quérir*; volkstümliche Ausdrücke: *barrer la porte*, *espérer* 'attendre', *homme* 'mari' usw., aber kein Argot. Ungefähr 100 Ausdrücke haben eine von der normalen (französischen) abweichende Bedeutung, zum Beispiel *châssis* 'fenêtre', *la vase* 'boue'; vor allem gibt es viele Wörter für neue Begriffe (Klima, Flora, Fauna, amerikanische Gebräuche), sei es durch Bedeutungsübertragung (*mortoise* 'Loch im Eis'), sei es durch Adaptierung französischer Bezeichnungen (*lézard* für 'salamandre', *cormier* für 'sorbier' usw.). Konservatismus einerseits und Adaptierung an die neuen Gegebenheiten andererseits charakterisieren das Akadische im Vergleich mit dem Französischen.

Groß ist die Anzahl der Dialektismen: Es gibt nur wenige aus der Pikardie (zum Beispiel *boboché* 'matrone', *raccroc* 'renouvellement d'une fête') und aus den ostfranzösischen Mundarten (*niouchon*, in Akadien 'dernier-né', *crâler* 'craquer'). Etwas mehr stammen aus dem Anjou (zum Beispiel *chaudet* 'ivre', *fourgailler* 'tisonner') und aus der Normandie (*bleuet* 'airelle du Canada', *écale* 'écaille', *crique* 'dent de lait'). – Im großen ganzen sind die Mundarten des Nordwestens Frankreichs weit weniger gut vertreten als im übrigen Kanadischen; bei den westlichen Mundarten Frankreichs südlich der Loire ist es gerade umgekehrt (cf. p. 735). – Besonders zahlreich sind die Dialektismen aus Poitou und Charente: *aplangir* 'aplanir', *renfermis* 'clos', *métiver* 'moissonner', *jotte* 'joue', *attiner* 'taquiner', *pilot* 'tas', *pourcille* 'marsouin', *seuillet* 'seuil' usw.

Auf dem Gebiet der Flora und Fauna, der Forst- und Landwirtschaft mußte sich das Akadische neuen Gegebenheiten anpassen. Es wurden einerseits typische Kolonisationstermini geschaffen, wie *foudrillement* 'tempête de neige', *suisse* 'écureuil rayé', *désert* 'essart', oder aber Entlehnungen aus den Indianersprachen vorgenommen, zum Beispiel *pimbina* 'viorne', *ouraon* 'grenouille-bœuf'.

Nach einer kurzen Erörterung der Unterschiede zwischen dem Akadischen und dem Kanadischen (Sprache der Provinz Quebec in erster Linie) gibt die Verfasserin eine Übersicht über die wichtigsten Ausdrucksmittel der akadischen Mundarten, deren

Wortschatz trotz eines gewissen Reichtums auf einigen Gebieten – so entspricht beispielsweise dem fr. *boue* akadisches *vase*, *bouete*, *bouse* – ziemlich beschränkt ist. Einerseits fehlen abstrakte Ausdrücke, andererseits aber auch manche französische Grundwörter wie *toit*, *fenêtre*, *tiroir*, *robinet* usw.: *toit* entspricht ak. *couverture* ('Bettdecke' = *couverte*), *fenêtre* = *châssis*, *tiroir* = *tirette*, *robinet* = *champleure* usw. – Dies alles führt zur Polysemie vieler Wörter; so bedeutet *butin* 'Stoff, Kleid, Wäsche, Möbel', auch 'Produkt' ganz allgemein; *vaillant* heißt 'gesund, energisch' und 'aktiv'; ein Verbum wie *haler* hat die Bedeutungen 'ziehen, (aus-) schöpfen, mit- (herbei-) führen, weg- (zurück-)ziehen' sowie 'schwer arbeiten'. Die lexikalische Armut wird durch Ableitungen mit Hilfe von Prä- und Suffixen auszugleichen versucht: die wichtigsten Präfixe sind *é-*, *dé-*, *en-* und *re-*. Neubildungen sind unter anderem: *décobir* 'redresser ce qui est *cobi* (bosselé)', *éferdocher* 'couper les *ferdoches*' usw. Das Präfix *re-* dient oft zur Verstärkung: *rouvrir* 'ouvrir', *renerfs* 'nerfs'. – Die Zahl der lebendigen Suffixe ist naturgemäß weit höher als die der Präfixe. Hier die wichtigsten Nominalsuffixe: *-is* (*renfermis* 'parc à petit bétail'), *-on*, *-erie*, *-ière*, *-age*, *-oué* (= fr. *-oir*), *-eux* (= *-eur*); diminutiv *-iche*, *-ichon*, *-ot*, *-otte*, *-et*, *-ette*; pejorativ *-ard* (*choquard* 'boudeur'), *-asse* (*neuillasse* 'jeune bétail') usw. Bei Verbalableitungen wird entweder die Endung *-er* angehängt (*papiéter* 'tapisser') oder *-éyer* (*pelléyer* 'remuer à la pelle'); lebendig ist auch *-zir* (*beauzir* 's'éclaircir'; diminutiv *-ailler*, *-iller*, *-iner*, *-oter*, *-ocher*; pejorativ *-osser*, *-ouiller*, *-asser* (cf. p. 744 ss.).

Relativ groß ist die Produktivität an Metaphern, sowohl für neue Begriffe (*graines de corneille* 'camarine noire') als auch für Ausdrücke aus dem täglichen Leben, zum Beispiel für jemanden, der im Begriff ist einzuschlafen: *il plante des clous*, *il cogne des piquets*, *il penche*, *il plonge*. – Eine weitere Quelle bilden die Neologismen und Anglizismen, die sich teilweise überschneiden. Der Einfluß des Englischen macht sich seit dem 18. Jahrhundert bemerkbar (cf. p. 750): *boss* 'patron', *stouque* aus *stock* 'moyette', *watcher* aus *to watch* 'veiller'. Syntaktische Anglizismen sind hingegen äußerst selten (zum Beispiel *combin c[e que] l'es vieux?* 'how old are you?'). Trotz des Übergewichts des Englischen auf schulischem, administrativem, politischem und sozialem Gebiet scheint die Existenz des Französischen in Akadien nicht gefährdet zu sein.

Den Abschluß des Werkes bildet eine umfangreiche, nach Sachgebieten geordnete Bibliographie: 1) Dokumente über Neufrankreich 1534–1763; Reiseberichte und unveröffentlichte Archivakten, 2) Werke ab 1763, die die französische Sprache in Nordamerika betreffen: historische, demographische und linguistische Abhandlungen, 3) Arbeiten über galloromanische Dialektologie. Ein alphabetischer Index schließt diese schöne Arbeit ab; sie hat das Verdienst, einen ersten Eindruck von einem wenig bekannten Gebiet zu vermitteln, und bietet reichliches Material für eingehendere Studien, denn die Ergebnisse, die die Verfasserin selbst aus ihren Untersuchungen zieht, sind eher summarisch. Sehr begrüßenswert wäre daher das Erscheinen der angekündigten Auswertung in phonetischer, morphologischer und syntaktischer Hinsicht.

C. Th. G.

\*

MAURICE GREVISSE, *Problèmes de langage, troisième série*, Gembloux 1964, 364 p.

Wie in den beiden vorangegangenen Bänden (1961 und 1962) behandelt Grevisse eine Reihe syntaktischer und lexikalischer Probleme der französischen Sprache. Gestützt

auf seine große Erfahrung und im Sinne des Leitmotivs, das alle seine Arbeiten bestimmt («Ceux qui veulent combattre l'usage par la grammaire se moquent», Montaigne, *Essais* III, 5), entscheidet er von Fall zu Fall, ob diese Konstruktion oder jener Ausdruck korrektes oder mögliches Französisch darstellen. Eine kleine Musterkollektion soll den Leser dieser Rezension dazu animieren, das Werk selbst zur Hand zu nehmen.

Syntaktische Fragen:

1. Der Modus nach *jusqu'à ce que*<sup>1</sup>: Die Klassiker unterschieden noch zukünftige und daher eher unsichere Ereignisse von vergangenen durch den Gebrauch des Konjunktivs im ersten und des Indikativs im zweiten Falle. Im modernen Gebrauch scheint sich eine *servitude grammaticale* im Sinne einer obligatorischen Setzung des Konjunktivs nach *jusqu'à ce que* herausgebildet zu haben, aber doch nicht ganz, wie Glättli bereits dargetan hat. Grevisse empfiehlt, den Konjunktiv immer dann zu verwenden, wenn eine Absicht erst verwirklicht oder ein Ziel erst erreicht werden muß, im umgekehrten Falle ist der Indikativ ohne weiteres möglich ... und auch naturgemäß. – 2. *Davantage, davantage que* und *de*: Es stimmt nicht, wenn «Scheuklappengrammatiker» behaupten, *davantage* könne nur in einem absoluten Sinne, d. h. ohne Ergänzung, verwendet werden. *Davantage que* mit der Bedeutung 'plus' oder 'plus longtemps' findet sich häufig bei den Klassikern und wurde von vielen der besten Autoren des 19. und 20. Jahrhunderts wieder aufgenommen. *Davantage de* jedoch ist veraltet und daher zu vermeiden. – 3. *Entre chaque*: Die puristische Regel, daß auf *entre* immer eine Ergänzung im Plural oder zwei Ergänzungen im Singular folgen müssen, wird durch das Beispiel guter Autoren widerlegt. Eine Wendung wie *entre chaque mot* ist daher völlig korrekt, genau wie *après chaque mot*. Der umgangssprachliche substantivische Gebrauch von *chaque* für *chacun* ist in die Literatursprache kaum eingedrungen. – 4. *Je fus le saluer*: Diese Wendung, die von guten Autoren für *j'allai le saluer* gebraucht wird, ist durchaus akzeptabel. Die parallele spanische Konstruktion *fui a saludarlo* zeigt übrigens, daß es sich hier nicht nur um eine französische Erscheinung handelt. – 5. *Il s'en est allé – il s'est en allé*: Grevisse bricht eine Lanze für letztere Form mit der Begründung, man habe früher auch *il s'en est fui* gesagt, und heute sei nur *il s'est en fui* korrekt. – 6. Der Modus nach *ordonner que, décréter que* usw.: Volitiv gebraucht regieren diese Verben den Konjunktiv; deklarativ gebraucht den Indikativ, da das Resultat als schon aktualisiert betrachtet wird. Grevisse hätte in diesem Zusammenhang auf den Artikel K. Baldingers über dasselbe Problem<sup>2</sup> hinweisen sollen. Dieselbe semantische Nuancierung und der damit verbundene Moduswechsel können auch bei anderen an und für sich volitiven Ausdrücken wie *consentir, prendre garde, vouloir, empêcher, (il) n'empêche que* eintreten<sup>3</sup>. – 7. *Une diable (ou: diablesse) de femme, une espèce de nain*: Frage der Genusanpassung des ersten an das zweite Element derartiger Konstruktionen. – 8. *N'avoir d'égal que ...* Ein weiteres Übereinstimmungsproblem. In Sätzen wie *son zèle n'a d'égal(e) que sa*

<sup>1</sup> Man lese auch den aufschlußreichen Artikel von H. GLÄTTLI, *RLiR* 24 (1960), 69–89, den Grevisse lobend erwähnt, über dasselbe Thema nach.

<sup>2</sup> *Der Modus nach den Verben der behördlichen Willensäußerung in der französischen und gaskognischen Urkundensprache*, in *Festschrift E. Gamillscheg*, Tübingen 1957, p. 43–69.

<sup>3</sup> Cf. H. GLÄTTLI, *De quelques emplois du subjonctif en français moderne*, *RLiR* 28 (1964), 273–289.



*bonté* kann die Übereinstimmung mit dem ersten und dem zweiten Vergleichselement erfolgen, je nach Standpunkt. Bei verschiedenem Numerus ist die zweite Möglichkeit vorzuziehen. – 9. *Préférer* mit zwei Infinitiven: Entweder mit der Präposition *à*: *Je préfère mourir à trahir*, oder etwas schwerfälliger: *Je préfère mourir plutôt que (de) trahir*, oder endlich *Je préfère mourir que (de) trahir*. – 10. *Par trois fois*: Diese Wendung hat neben einfachem *trois fois* deswegen Daseinsberechtigung, weil sie Anordnung, Verteilung und unmittelbare Wiederholung ausdrückt, während *trois fois* die reine Dreimaligkeit des Vorganges bezeichnet. – 11. *Depuis le balcon*: Ein weiteres Präpositionenproblem. Der allgemeinen Tendenz temporaler Präpositionen folgend, auch lokale Beziehungen auszudrücken, kann auch *depuis* in diesem Sinne verwendet werden. – 12. *Commencer à* oder *de*: Die Regel, *commencer à* drücke Fortdauer und eine ansteigende Handlung aus und *commencer de* die Dauer bis ans Ende und eine absteigende Handlung, wird durch den allgemeinen Gebrauch nicht bestätigt. Vielmehr scheinen euphonische Gründe maßgebend zu sein. – 13. *Surtout que*: Ein Beispiel für die unaufhaltsame Entwicklung der Sprache ist der neuere Gebrauch von *surtout que* mit kausalem Sinn, also für *surtout parce que, d'autant (plus) que*, der von den Puristen verdammt wird, sich heute aber schon durchgesetzt hat. – 14. *Je le (ou: lui) vois lever la main*: Es geht um die Konstruktion des Subjekts eines Infinitivs, der von einem Verbum der Wahrnehmung oder von *faire, laisser* abhängt. Wenn der Infinitiv nach einem der genannten Verben keine Ergänzung besitzt, dann steht sein Subjekt im Akkusativ. Folgt ein Akkusativobjekt, so steht das Subjekt des Infinitivs entweder im Dativ oder im Akkusativ. Sind jedoch sowohl das Subjekt des Infinitivs als auch das Akkusativobjekt Personalpronomina, so steht ersteres obligatorisch im Dativ, also: *On le lui fit bien voir*. – Außerdem werden folgende syntaktische Probleme behandelt: *par contre, par ailleurs, je sors d'en prendre, considérer quelqu'un coupable, c'est «le combien» aujourd'hui?* u. v. a. m.

#### Lexikalische Fragen:

1. Ausdrücke für 'in Ohnmacht fallen': *syncope* ist ziemlich häufig, doch allgemeiner wird *faiblesse* verwendet (*il est tombé en faiblesse, une faiblesse l'a pris* usw.). Etwas weniger häufig ist *s'évanouir, avoir un évanouissement*. Literarisch sind die Ausdrücke *tomber sans connaissance, tomber en (oder avoir une) défaillance* und *défaillir*, archaisch sind *tomber en pâmoison, (se) pâmer*, die auch ironisch verwendet werden. Populär sind *tourner de l'œil* und *tomber dans les pommes*. Das Verbum *faiblir* ist in dieser Bedeutung noch nicht in den allgemeinen Sprachgebrauch gedrungen. – 2. *Farfelu*: belegt bei Rabelais mit der Bedeutung 'prall, fett'. Es handelt sich wahrscheinlich um eine Abart des alten Eigenschaftswortes *fafelu* aus dem 16./17. Jahrhundert, das wiederum, nach Dauzat, unter dem Einfluß von *fanfelue (fanfreluche)* aus spätlat. *famfaluca* < gr. *pompholyx* 'Wasserblase' (cf. *FEW* 9, 144–145) entstanden ist. Dieses Wort, das lange Zeit verschollen war, wurde 1928 von Malraux wieder aufgenommen mit der Bedeutung 'frei erfunden'; heute verbreitet sich das akustisch expressive *farfelu* immer mehr im Sinne von 'phantastisch, komisch, verdreht'. – 3. *A Dieu vat!*: Seemannsausdruck mit der Bedeutung 'Gott befohlen!'. Die Form *vat* dürfte, obwohl es sich um einen Imperativ handelt, das *-t* unter Einfluß der alten 3. Person des Präsens (*va[it]*), aber auch auf Grund des Einflusses der Frageform *va-t-il* erhalten haben. – 4. *Toilette impeccable*: Trotz des Sträubens der Puristen hat sich *impeccable* in der Bedeutung 'tadellos, einwandfrei' nicht nur in Verbindung mit Personen, sondern auch mit Sachen durchgesetzt. – 5. *Poster une lettre*: *Poster* hat sich neben *mettre (jeter) à la poste* seit dem Ende des 19. Jahrhunderts dank seiner Klarheit und Kürze

in der Geschäfts-, Umgangs- und zum Teil auch Literatursprache durchsetzen können. – Ferner werden besprochen: *réticent, -ence; point, poindre, poigner, pointer; mappemonde, globe terrestre; dépenses somptuaires* und *faire confiance*.

Einmal mehr beweist Grevisse seinen offenen Sinn für Entwicklungen in der lebendigen Sprache, doch spielt natürlich bei den meisten dieser Fragen subjektives Ermessen eine gewisse Rolle. Wann ist ein Gebrauch so allgemein, daß er als «bon usage» bezeichnet werden kann? Welche Wendung ist bei unterschiedlichem Gebrauch durch gute Autoren vorzuziehen? Hier feste Kriterien zu finden, wird immer schwerfallen.

C. Th. G.

\*

CLAUDE CUÉNOT, *Le style de Paul Verlaine*, 2 vol. photocopiés, Paris 1963, 582 p. et 5 p. de suppléments.

L'ouvrage de M. Claude Cuénot porte sur l'œuvre poétique de Verlaine antérieure à 1885; il néglige donc toute sa production en prose, ainsi que sa poésie «de basse époque», l'une et l'autre de mince valeur littéraire.

Pour définir l'objet de son investigation, l'auteur s'est servi d'une citation de Paul Valéry présentant l'écrivain comme un «agent d'écart» par rapport à l'usage commun de la langue: il se propose «d'étudier cet 'écart' que constitue le style poétique de Paul Verlaine».

La démarche de l'auteur nous montre que, par «écart», il n'entend pas exclusivement «innovation» ou «modification»; il s'agit autant et davantage du choix – dans les ressources linguistiques offertes au poète – des moyens propres à rendre sa vision intérieure: choix de mots, d'expressions figurées, de constructions syntaxiques, de sonorités.

Mais ces questions n'occupent que les cinq premiers chapitres de l'ouvrage; le chapitre VI est consacré à la rime, et presque tout le second volume, chap. VII–XI, étudie la métrique. Le chapitre XII présente une analyse des variantes de *Crimen amoris*; enfin, dans la conclusion qui forme le chapitre XIII, l'auteur s'applique à définir, à partir des données acquises en cours d'étude, la personnalité artistique de Verlaine.

Le livre de M. Cuénot déborde donc largement l'étude du style conçu comme l'emploi des ressources linguistiques par l'écrivain; il s'occupe autant et davantage de problèmes de technique poétique et d'esthétique littéraire. Pour rester dans nos compétences et dans le cadre général de cette revue, nous nous attacherons surtout à sa première partie.

M. Cuénot commence par étudier «la représentation du monde concret dans la poésie verlainienne», en d'autres termes il fait l'inventaire du vocabulaire relatif aux différentes sensations. Nous apprenons ainsi que les sensations organiques internes exprimées par Verlaine sont essentiellement passives: «vertiges, énervements, écoeurements, ivresses, extases, pâmoisons». Parmi les sensations externes, ce sont évidemment celles de l'ouïe et de la vue qui jouent le plus grand rôle. Sensible aux inflexions de la voix humaine, Verlaine l'est encore davantage à la musique vocale et instrumentale: les titres tels que *La Bonne Chanson*, *Romances sans paroles*, *Ariettes oubliées* sont suffisamment suggestifs. Il a une préférence pour les instruments anciens et «leurs sonorités grêles et délicates», pour le mode mineur, pour la musique en sourdine; mais, parfois, il se plaît à évoquer aussi des sons aigus et stridents.

Constatations semblables en ce qui concerne les impressions visuelles: Verlaine aime le rose et le gris, les demi-teintes, les lumières douces et troubles, le brouillard, la fumée, les reflets sur l'eau; mais cela ne l'empêche pas de noter des oppositions violentes de couleurs ou de lumières et d'ombres.

Le chapitre II, le plus volumineux du livre, est divisé en deux sections. Dans la première, intitulée «Les sources du vocabulaire verlainien», l'auteur étudie les créations lexicales de Verlaine et essaie de déceler, à travers le vocabulaire, les influences subies par le poète: influence des langues étrangères, essentiellement latin et anglais; influences littéraires: romantisme, Parnasse, Baudelaire, Rimbaud, les auteurs précieux; enfin, influence du christianisme. Dans la seconde section, «L'atmosphère affective du vocabulaire», est examiné l'emploi stylistique de différentes catégories de mots: mots techniques, mots appartenant traditionnellement au style de la poésie (*charmeresse, purpurin, firmament, ramures*, etc.), mots nobles, mots dérivés, archaïsmes, mots familiers et vulgaires, enfin – catégorie la moins bien définie mais la plus intéressante – «mots vagues évoquant une idée de fragilité». Nous retrouvons là le même ordre de faits que dans le vocabulaire des sensations: amour de ce qui est voilé, petit, léger, fragile, «sens poétique du fané, du vieillot et du suranné», prédominance de l'imagination et du rêve, nervosité proche de la neurasthénie (avec des mots significatifs comme *langueur, blême, moite, blafard*), tristesse, enfin sentiment de solitude et besoin d'affection et de consolation, caractérisé par des mots comme *doux, bercer, dorloter*.

Après l'inventaire des mots, l'auteur en vient à celui du langage figuré de Verlaine: déplacements de sens, transferts de sensations, différentes catégories de métaphores et de comparaisons. Le fait le plus intéressant à relever ici est sans doute ce que M. Cuénot appelle «impropriété ou halo sémantique», et qui «consiste à modifier arbitrairement le sens d'un mot pour lui en donner un nouveau, parfois assez vague et difficile à déterminer» (p. 167). L'exemple classique est celui des «masques et bergamasques». L'interprétation de M. Cuénot, «personnage dansant une bergamasque», est sans doute la bonne; mais il a raison d'ajouter qu'«en fait, à la première lecture, on ne sait pas ce que cela signifie exactement, et c'est ce qui fait le charme de l'expression» (p. 168–169).

Dans le chapitre IV, consacré à la phrase de Verlaine, M. Cuénot montre, d'une part, la prépondérance des constructions nominales, fait général dans la langue littéraire de la seconde moitié du XIX<sup>e</sup> siècle; d'autre part, il étudie les atteintes à la syntaxe traditionnelle, atteintes dont le résultat extrême est une phrase inorganique, composée d'éléments entièrement indépendants. Parmi les types de phrase propres à notre poète, il faut noter surtout, d'une part, la description en forme d'indications scéniques (par exemple dans *Nuit du Walpurgis classique* ou dans *Effets de nuit*); d'autre part, la phrase à répétitions, dont l'exemple le plus frappant est fourni par *Soleils couchants*, et dont l'emploi est en rapport étroit avec la technique verlainienne du refrain. La démolition de la phrase classique entreprise par Verlaine lui sert, comme son vocabulaire, à provoquer des «effets de brouillage et d'indécision», à «rendre les états les plus fugitifs», à créer cette atmosphère de demi-obscurité qui est une des marques essentielles de sa poésie.

Ce ne sont pas seulement les mots et les constructions qui contribuent à ces effets, mais aussi les sonorités. M. Cuénot groupe sous une rubrique générale de «rime intérieure» les différents types et combinaisons d'assonances et d'allitérations; puis, dans un paragraphe inspiré en grande partie de Grammont, il étudie la valeur expressive



des sons chez Verlaine. Mais le développement le plus intéressant, à notre sens, concerne le refrain, dont Verlaine a su tirer des effets remarquables. Le refrain ne se limite pas chez lui à la répétition régulière d'un vers ou d'une strophe: il peut être beaucoup plus subtil et consister dans le retour de certains mots ou expressions, retour créant un effet de variations sur un thème musical: témoin le poème «L'espoir luit...» de *Sagesse*.

Les conclusions du chapitre sur la rime rejoignent celles des chapitres précédents. Verlaine, malgré les déclarations de l'*Art poétique*, n'a pas fait réellement la guerre à la rime, et il l'a même défendue contre les excès des vers-libristes; lui-même rime en général correctement et avec facilité. Il a voulu simplement «rendre un peu la rime assagie», lui enlever l'importance excessive que lui attribuaient les Parnassiens: il ne recherche pas la rime riche, «il préfère les sonorités voilées, tout ce qui est en demi-teinte est pour lui l'art suprême» (p. 294).

Comme l'assourdissement de la rime, l'enjambement atténue ce que le rythme du vers peut avoir de trop peu fluide, de trop net et marqué. Aussi Verlaine l'a-t-il pratiqué constamment et avec virtuosité. A la limite, l'enjambement produit chez lui une désarticulation complète du vers, les pauses rythmiques ne correspondant jamais à des pauses syntaxiques. «Dans l'ensemble, conclut M. Cuénot, le vers n'a pas d'influence sur la phrase verlainienne, qui s'y plie quand elle veut ... et qui le plus souvent se déroule avec une complète liberté, avec le plus complet dédain des contraintes rythmiques» (p. 330).

Des chapitres suivants, qui étudient la métrique de Verlaine, nous ne retiendrons que deux faits. Le premier, c'est la désarticulation de l'alexandrin. Héritier des romantiques, Verlaine pousse plus loin leurs expériences: déplacements de la césure, rythme ternaire régulier ou non, enfin alexandrins si dépourvus de rythme «qu'ils n'ont du vers que l'apparence». Le second fait, c'est l'importance des mètres courts et impairs. Non pas l'importance numérique, car l'alexandrin, l'octosyllabe et le décasyllabe sont les vers les plus fréquents de Verlaine; mais l'importance artistique, car ce sont ces mètres-là que Verlaine manie avec le plus de virtuosité et qui lui ont permis d'écrire quelques-uns de ses poèmes les plus parfaits.

L'historien de la langue a, dans l'ouvrage de M. Cuénot, à la fois beaucoup à glaner et de quoi être déconcerté. A force de fixer son attention sur la valeur esthétique des mots et des expressions, l'auteur ne distingue pas toujours clairement ce qui, dans la langue de Verlaine, est bien commun, de ce qui constitue son apport personnel. Ainsi, dans la première section du chapitre II, il y a un déséquilibre manifeste entre les quatre paragraphes qui traitent successivement des néologismes, des mots composés, des déplacements de catégorie grammaticale et enfin des emprunts au latin. Dans le premier, M. Cuénot s'en tient strictement aux créations attribuables à Verlaine; il semble même trop sévère, écartant, sans nous en dire la raison<sup>1</sup>, des mots que n'a relevés, à la même époque, ni le *FEW*, ni aucun dictionnaire français:

<sup>1</sup> M. Cuénot se borne à dire qu'il a consulté les dictionnaires et fait «quelques sondages parmi les poètes contemporains»: s'il a découvert les mots écartés chez ces poètes, il aurait été bien inspiré de le signaler. – D'autre part, on peut s'étonner de ne pas voir figurer le *FEW* parmi les dictionnaires consultés. Sauf omission de notre part, M. Cuénot ne le cite qu'une fois en note (p. 97, à propos de *écoute-s'il-pleut*); encore s'agit-il du tome I où, comme on le sait, la part du français littéraire est assez mince.

*échelonnement, glorifieur, mûrisseur, obsesseur, raseur de murailles, cellulièrement*<sup>2</sup>. On aurait pu y ajouter certaines formations attestées ailleurs à la même époque ou peu auparavant, mais assez rares et récentes pour qu'on puisse penser que Verlaine s'en est servi consciemment comme de néologismes: *engouffrement, grandissement, marmottement, poudroïement, ratatinement, rauquement*<sup>3</sup>. Le paragraphe sur les mots composés apporte essentiellement des créations de Verlaine ou des emprunts aux écrivains du XIX<sup>e</sup> siècle (à l'exception de *trotte-menu*); en revanche, celui qui est consacré aux déplacements de catégorie grammaticale mêle curieusement des innovations propres à notre poète («c'est moins *farce* que tu ne penses», «vêtu de *léger*»), à des faits courants et sanctionnés par les dictionnaires, tels que les adjectifs substantivés dans «la paix des *simples*», «sa *droite* furieuse», «je suis le *doux* par excellence», etc. De même, le paragraphe intitulé «Emprunts au latin» réunit des mots de caractère assez hétéroclite. Il y a là quelques latinismes inhabituels dans la langue du XIX<sup>e</sup> siècle, mais bien attestés chez les auteurs du XVI<sup>e</sup>, à qui Verlaine – ou ses contemporains – ont pu les emprunter: *alme, dévirginer, torve*<sup>4</sup>; des sens latinisants, dont plusieurs appartiennent au français classique: *offenser* 'blesser', *opérer* 'produire', *superbe* 'orgueilleux'; des mots d'Eglise: *prévariquer, verbe* appliqué à Jésus-Christ ou à ses paroles, *viatique*; enfin, des mots plus ou moins rares et savants, mais appartenant à la langue générale de l'époque: *adamantin, amène, docte, insigne, libelle, véhément*, etc. Cette liste ne nous semble guère témoigner de la culture latine de Verlaine, et nous n'en voyons pas très bien la place dans les «sources du vocabulaire verlainien».

On éprouve la même gêne en lisant, dans la seconde section du même chapitre, le paragraphe intitulé «Les mots dérivés», qui commence par cette phrase surprenante: «L'originalité du poète éclate dans la formation des mots dérivés.» On s'attend dès lors à trouver une liste de dérivés formés par Verlaine, et l'on se demande pourquoi ce paragraphe a été séparé de celui qui traite des néologismes. En fait, il s'agit de tout autre chose: à savoir, de l'emploi stylistique de certains types de dérivation. Cependant, ici encore, une distinction s'imposait entre les mots courants d'une part, les néologismes et les mots rares de l'autre: il est bien évident, par exemple, qu'il y a une différence stylistique entre *parallèlement* et *cellulièrement*, entre *ensevelissement* et *engouffrement*. Dans le même paragraphe, on ne voit pas très bien selon quels critères l'auteur répartit les suffixes affectifs en deux catégories: «les uns à valeur purement péjorative» (*-astre* dans *poétastre*, *-aud* dans *courtaud, lourdaud, -eux* dans *habitueux, -u* dans *pansu*), «les autres à valeur diminutive (et aussi péjorative)»: *-ard, -otte, -et*

<sup>2</sup> Tous ces mots, ainsi que ceux qui suivent, sont cités dans le paragraphe traitant des dérivés; mais, comme nous allons le voir, le point de vue qui les réunit là est tout différent.

<sup>3</sup> Plusieurs de ces mots ont été relevés dans le *Journal des Goncourt* (cf. MAX FUCHS, *Lexique du Journal des Goncourt*, Paris 1912, ouvrage qui aurait mérité d'être cité dans la bibliographie). Mais comme le *Journal* n'a commencé à paraître qu'en 1887, ce n'est pas là que Verlaine a pu les emprunter.

<sup>4</sup> En effet, Verlaine ne semble pas seul responsable de leur réapparition. Si *alme*, à notre connaissance, n'a pas été relevé au XIX<sup>e</sup> siècle avant lui, *dévirginer* est cité par Bescherelle et Littré; *torve*, qui figure également chez Bescherelle, a été employé par Daudet en 1873 (*FEW* XIII, 117a) et par les Goncourt (*Grand Larousse Encyclopédique*, Paris 1964, qui ne donne pas de référence précise).

et *-ette*, *-âtre*, *-asse*, *-asser*, *-nicher* (dans *pleurnicher*; mais *-nicher* est-il un suffixe?), *-onner*, *-oler*. On se demande ce qu'il y a de diminutif dans *-ard*, *-âtre* ou *-asse* et pourquoi ils sont séparés de *-aud* et *-astre*, variante archaïque de *-âtre*. Quant à *-eux* et *-u*, ils n'ont, en eux-mêmes, rien de péjoratif.

Ces inconséquences ou erreurs de classement sont peu de chose face à la masse de renseignements que nous fournit M. Cuénot et à la finesse de ses analyses stylistiques. Son livre deviendra indispensable à quiconque voudra connaître l'art de Verlaine ou l'histoire de la poésie française au XIX<sup>e</sup> siècle. Il est d'autant plus regrettable que sa présentation matérielle soit si défectueuse: l'écriture est pénible à lire, le papier de mauvaise qualité, le format malcommode; de surcroît, la lecture est rendue difficile par l'obligation de se reporter à la fin des chapitres pour consulter les notes. N'a-t-on vraiment pas les moyens d'imprimer des ouvrages de cette importance?

Zygmunt Marzys

\*

BRUNO ROTH, *Die romanisch-deutsche Sprachgrenze im Murtengebiet während des 15. Jahrhunderts* (*Freiburger Geschichtsblätter* 53), Freiburg i. Ü. 1965, 344 p. und eine Karte.

Das Problem der deutsch-französischen Sprachgrenze gab schon sehr oft Anlaß zu Untersuchungen, wobei die verschiedensten Thesen aufgestellt wurden. Von einem Burgundenvorstoß an die Aare-Reuß-Linie mit nachheriger Rückgermanisierung bis zu einem Alemannenvorstoß an den Genfersee mit ebensolchem Zurückfluten in die Gegend der heutigen Sprachgrenze kann man alle Schattierungen finden. Es ist daher sehr zu begrüßen, daß der Verfasser, unter der Führung seines Lehrers Paul Aebischer, es unternommen hat, dem Problem im Rahmen einer Dissertation auf Grund urkundlicher Belege nachzugehen. Er wählte dazu ein äußerst umstrittenes Gebiet, die Gegend von Murten und dem Großen Moos. Zeitlich beschränkt sich der Verfasser auf das 15. Jahrhundert, nicht ohne sich gewisse Ausblicke auf frühere oder spätere Zeiten zu gestatten.

Nach einer Zusammenstellung der einschlägigen Literatur und einer Darstellung der Arbeitsmethode sowie nach einem kurzen geschichtlichen Abriß wird das Urkundenmaterial der fünf Pfarreien Kerzers, Ferenbalm, Murten, Meyriez und Môtier stets in gleicher Anordnung dargestellt. Eine kurze geographische Beschreibung leitet jedes Kapitel ein, worauf ein Dorf nach dem andern besprochen wird. Es kommt zuerst eine chronologische Aufzählung der Belege des Dorfnamens von der ersten urkundlichen Erwähnung ab. Dann werden die Flurnamen des Ortes, meist aus ungedruckten Quellen, und schließlich die Personennamen aus gedruckten und ungedruckten Quellen aufgezählt. An diese Namenlisten schließt sich eine philologische Erläuterung und eine Beurteilung des sprachlichen Charakters des Ortes im 15. Jahrhundert an. In einem Schlußkapitel faßt der Autor die gewonnenen Erkenntnisse zusammen. Es sei dem Rezensenten erlaubt, auf diese Schlußfolgerungen etwas näher einzugehen.

Anhand der Flurnamen und der Personennamen schließt der Verfasser auf eine größere oder geringere Durchdringung der Gemeinden mit germanischen Elementen und findet so einen abnehmenden Prozentsatz solcher Elemente, je weiter er nach Südwesten vordringt. Aus dieser Feststellung heraus gelangt Roth zu dem Schluß,



daß in der Gegend ein jahrhundertlanges Nebeneinander alteingesessener romanischer Siedler und neuzugezogener alemannischer Kolonisten bestanden haben müsse. Dabei wendet er sich scharf gegen jede Vermutung von kriegerischer Besetzung des Gebietes durch deutsche Zuzüger, die das Romanentum rücksichtslos zerstört hätten. Er sieht die Entwicklung in einer Symbiose, einer langsamen Evolution, die das Gebiet nach und nach verdeutschen ließ. Sicher sieht der Autor auch klar, wenn er die Ablösung der savoyischen Herrschaft durch die Herren von Bern als entscheidend für die spätere, wohl raschere Entwicklung einschätzt.

Einer Diskussion rufen vielleicht die Arbeitshypothesen des Verfassers. Ist aus dem Prozentsatz der Flurnamen, die der einen oder andern Sprache entstammen, unmittelbar auf die sprachliche Zugehörigkeit der Bewohner zu schließen? Wie weit trifft der Schluß zu, daß der Träger eines französischen Namens auch französischer Zunge ist? Obwohl es nicht angeht, die Verhältnisse einer andern Gegend direkt auf das in Frage stehende Untersuchungsgebiet zu übertragen, kann ein Vergleich vielleicht doch gewisse Hinweise geben.

Ich erlaube mir daher eine andere ehemalige Grenzlandschaft, die ebenfalls einen Sprach- und Kulturwechsel vollzogen hat, zum Vergleich heranzuziehen, nämlich das ehemals rätische Gebiet des Rheintals südlich des Hirschsprungs. Ich habe versucht, den Orts- und Flurnamenbestand dreier Gemeinden nach der Herkunft zu gruppieren. Von etwa 280 Namen der Gemeinde Fläsch sind ca. 70 (also etwa 25%) nicht aus germanischen Elementen zu erklären, wobei auch nur Teile des Wortes romanischen oder vorromanischen Wurzeln entspringen können. Für die Gemeinde Pfäfers ergeben sich ganz ähnliche Verhältnisse: von ca. 860 Namen stammen ungefähr 280 wohl aus der Zeit vor der Germanisierung; das ist fast ein Drittel. In der Gemeinde Salez, der nördlichsten Gemeinde des ehemals rätischen Gebiets, trifft es auf ca. 500 Namen ungefähr 40, die aus der vorgermanischen Zeit zu stammen scheinen, also ca. 8%. Damit zeigt sich ein deutlicher Abfall der romanischen Elemente, je mehr wir nach Norden kommen. Wie im Murtengebiet zeigt die Abnahme der Relikte aus einer Substratschicht die Richtung des Einfallsstoßes der Neusiedler an. Wenn wir nun den Sprung auf die heutigen sprachlichen Verhältnisse wagen, so stellen wir fest, daß die Zugehörigkeit der Orts- und Flurnamen zur einen oder andern Sprachgruppe gar keinen Aussagewert in bezug auf die sprachliche Zugehörigkeit der Bewohner mehr hat. Wohl findet der Sprachforscher in den heutigen Dialekten eine ebenfalls sich mehrende Zahl von Reliktswörtern, wenn er das Gebiet von Norden nach Süden durchstreift<sup>1</sup>; an dem heutigen germanisch-alemannischen Habitus der Bevölkerung ändert dies aber nichts. Der Aussagewert der Ortsnamen ist also vielleicht doch nicht so zwingend; wir können nur feststellen, daß beim Übergang einer Gegend von einem Sprachgebiet in ein anderes ein ziemlich großer Schatz an Ortsnamen liegen bleibt und von den Neusiedlern übernommen wird.

Schwieriger ist die Frage der Familiennamen. Aus dem gleichen Gebiet stehen mir zwei Namen zur Verfügung, deren Träger sich durchaus als Deutschschweizer fühlen. Es sind dies die Namen *Gafafer* (*ca* + *faber*) und *Gabathuler* (evtl. *ca* + *bertuol*), die beide romanischen Ursprungs zu sein scheinen. Wohl wird ein Familienname im 15. Jahrhundert für die Zugehörigkeit zur einen oder andern Sprachgruppe noch schlüssiger sein, als dies heute der Fall ist, wo vielfach dem Familiennamen gar nichts mehr über die sprachliche Zugehörigkeit des Trägers zu entnehmen ist. Sicher gewinnt

<sup>1</sup> Cf. J. JUD, *VRom.* 8 (1945/46), 34 ss.

der Familienname an Aussagewert, wenn er von einem entsprechenden Vornamen begleitet ist, worauf Roth selbst hinweist.

In dieser Beziehung schiene mir eine genaue Überprüfung der übersetzten Familiennamen aufschlußreich. Der Verfasser nimmt, ohne weitere Begründung, an, daß die Übersetzungen stets vom Französischen ins Deutsche erfolgten. Es wäre aber doch denkbar, daß Zuzüger aus dem deutschen Gebiet die Notwendigkeit fühlten, ihren deutschen Namen ins Französische zu übersetzen. Wenn solche Umsetzungen noch einigermaßen datiert werden könnten, erhielten wir bestimmt einen neuen Einblick in den Vorgang der langsamen Verdeutschung.

Aufschlußreich könnte auch das Studium der Übersetzungen von Flurnamen sein. Wenn der Verfasser in Fäschels *varneira* und in Kerzers *nemus dou vernay* aufführt, so sind dies wohl die Vorgänger der heute auf der Landeskarte verzeichneten *Erlholz*, *Erlmatten* usw. Es muß also zur Zeit der Umsetzung noch bekannt gewesen sein, daß *verne* mit *Erle* gleichzusetzen ist. Dabei würden wohl Pläne aus der Zeit vor der Melioration im Großen Moos noch mehr solche Parallelen zutage fördern. Ähnliches ließe sich sagen über einen Namen *en longe raye* in Ried bei Kerzers, der wohl mit dem heutigen *Längenfuren* übereinstimmt. Auch hier muß die Übereinstimmung *raye* – *Fure* (Furche) noch durchaus im Bewußtsein der Besiedler bestanden haben. Im Gegensatz dazu wäre als nicht mehr verstanden und daher direkt übernommen zu erklären der Name *uf der Coula* in Galmiz oder *Trimbley* bei Lurtigen. Zu ähnlichen Überlegungen führen die Namen *Bircherenwald* (Münchenwiler), *Birchenwald* (Salvenach), die den Namen *Boulatey* (Courgevaux) und *Boulay, Fin de Boulay* (Cressier) entsprechen dürften.

Oft scheint auch die offizielle Meinung über die Zugehörigkeit eines Ortes zur einen oder andern Sprachgruppe nicht ganz mit den tatsächlichen Verhältnissen übereinzustimmen. Vergleichen wir das Bild eines Ortes, wie es uns aus der Liste des Telefonbuches entgegentritt, mit den Zahlen der letzten Volkszählung von 1960, so ergibt sich für den Ort Courgevaux folgendes Verhältnis: Bei der Volkszählung hatte Courgevaux 331 deutschsprechende und 182 Einwohner französischer Zunge. Die Angaben über die Berufe der Telefonabonnenten sind teils deutsch, teils französisch; alle offiziellen Telefonstellen werden aber in französischer Sprache verzeichnet, zum Beispiel *gare, poste, télégraphe, secrétariat communal*. Ähnlich steht es in Meyriez mit seinen 180 Deutschschweizern und 123 Welschschweizern. Die Straßennamen sind deutsch, aber auch französisch: neben vielfacher *Spitalstraße* auch *rue de l'Hôpital*. Alle offiziellen Stellen nennen sich wiederum französisch: *Hôpital, cure protestante, secrétariat communal, service du feu* etc. Selbst Murten zeigt eine Zweiteilung, obwohl den 2636 Deutschsprechenden nur 516 Einwohner französischer Sprache gegenüberstehen. Die Straßennamen sind fast ausschließlich deutsch, die Verwaltung wird vollständig in beiden Sprachen aufgeführt. Einen gewissen Hinweis über die tatsächlichen Verhältnisse kann man aber vielleicht daraus finden, daß neben einem *protestantischen Pfarramt* eine *cure catholique* besteht. Offenbar ist der größere Teil der Bevölkerung protestantisch und deutscher Sprache, der Bevölkerungszuwachs aus der Wanderung kommt wohl mehrheitlich aus dem französischsprachigen Kantonsteil und ist katholischer Konfession. Aus dieser ganzen Sachlage scheint sich folgendes zu ergeben: Die Orte halten meist länger an der einmal tatsächlich gewesenen Sprachzugehörigkeit fest, obwohl dieser Zustand von der Entwicklung der Zeit oft bereits überholt ist.

Damit soll die Argumentation Roths nicht widerlegt sein, es soll nur betont werden, daß eventuell weitere Zeugen das vom Verfasser entworfene Bild noch festigen wür-

den. Bestimmt darf abschließend gesagt werden, daß durch die Untersuchungen von Roth ein bestimmter Abschnitt der Sprachgrenze in der Schweiz besser überschaut und historisch klarer erfaßt werden kann, als dies bisher anhand der Arbeit von Zimmerli möglich war. Wohl werden die Materialien aus den Urkunden, die zum Teil aus der Hand welscher Schreiber stammen und damit den Stand der Dinge etwas verschieben können, nicht jeden Zweifel über den Verlauf der Grenze im 15. Jahrhundert beseitigen, wobei auch ein gewisses Nachhinken der Behörden hinter den tatsächlichen Verhältnissen, wie wir dies noch heute feststellen können, nicht außer acht gelassen werden darf. Das Hauptergebnis Roths, daß wir eine Verflechtung der beiden Sprachgebiete, ein friedliches Nebeneinander von deutschen und romanischen Bewohnern, eventuell eine länger dauernde Zweisprachigkeit in dem Gebiet annehmen müssen, scheint doch festzustehen.

*Wilhelm Egloff*